Joseph Weigert

Religiöse Volkskunde

Religiöse Volkskunde

Hirt und Herde
Beiträge zu zeitgemäßer Seelsorge. Herausgegeben vom Erzbischöflichen Missionsinstitut zu Freiburg i. Breisgau

11. Heft

Religiöse Volkskunde

Ein Versuch von

Joseph Weigert
Pfarrer in Mockersdorf

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
der Werdende wird immer dankbar sein." Goethe.

1924

Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Freiburg im Breisgau

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 22 Maii 1924

Dr. Mutz, Vic. Gen.

Von demselben Verfasser im gleichen Verlag:

Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum. 4. u. 5., verbesserte Auflage. (8.—12. Tausend.)

Bauernpredigten in Entwürfen. 1.—5. Tausend.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

Vorwort.

Ein Versuch! Aus dieser Bezeichnung kann man abnehmen, daß ich es für etwas Schwieriges halte, was hier unternommen wird; daß ich nicht meine, damit sei die Aufgabe schon gelöst und alles erledigt. Der erste Wurf wird in den meisten Fällen nicht ganz gelingen; aber wenn man ihn für notwendig hält, muß er einmal gemacht werden. Es bleibt vieles zu wünschen übrig; doch kann ich, ähnlich dem Begründer der „Katechetischen Blätter", Franz Walk, sagen: Es wäre Zeit genug gewesen, längst etwas Besseres zu schaffen.

Ein Versuch! Dieses Wort scheint auf etwas Neues hinzudeuten. Ein „guter" Freund hat mir auch schon gesagt: „Du wirst dir doch nicht einbilden, daß das was Neues ist!" — Es sind lauter alte Dinge, die folgen. Ein Professor war einst zu einer fürstlichen Tafel geladen, und der hohe Gastgeber fragte in herablassender Weise: „Nun, Herr Professor, was gibt es Neues in Ihrer Wissenschaft?" Der antwortete: „Hoheit, wissen Sie schon das Alte?"

Ein Versuch! Der genügte für meine Absicht. Ich hätte mehr geben können, vieles ausführlicher, vollständiger (Heiligenverehrung mit Bauernpatronen, Teufel, Sakramente und Sakramentalien, Verhalten gegen den Priester, Krankheit und Sterben usw.). Aber ich wollte vor allem die Wichtigkeit des Volkstümlichen zeigen, den Stoff im allgemeinen umschreiben, uns zur reuevollen Erkenntnis bringen, daß da vieles bei uns vernachlässigt wurde. Die Protestanten sind uns hier weit voraus. Hätten wir nur etwas, was der „Dorfkirche, illustrierte Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und

volkstümlicher Gestalt" (1. Jahrgang 1907/08 bis heute erscheinend) gleichkommt. Ich wollte, weil mit der Reue der gute Vorsatz verbunden ist, aneifern zu dem, was im fünften Abschnitt („Wie erlangt man die Kenntnis des Volkes in religiöser Beziehung?") ausgeführt ist. Das ist mir, da ich von praktischen Gesichtspunkten ausgehe, das allerwichtigste.

Von dem Folgenden sind schon Teile in Zeitschriften abgedruckt worden: in „Kirche und Kanzel" IV (Paderborn 1921: „Die Fragen der religiösen Volkskunde" S. 44; „Die Fragen der bäuerlichen Sittlichkeit" S. 114); im „Heiligen Feuer" VII (Paderborn 1920: „Die religiöse Umwandlung auf dem Lande" S. 262 u. 302); im „Pharus" XI (Donauwörth 1920: „Das volkstümliche Lehrgut im ländlichen Religionsunterricht" S. 558); in der „Jugendpflege" X (München 1923: „Die männliche Jugend auf dem Lande" S. 49; „Die weibliche Jugend auf dem Lande" S. 129). — Manches findet sich auch da und dort in meinen beiden Büchern: „Das Dorf entlang", 4. u. 5. Aufl. (Freiburg, Herder) und „Bauer, es ist Zeit!" 2. Aufl. (Regensburg, Manz).

Inhalt.

I. Die religiöse Volkskunde.

II. Die Eigenart der bäuerlichen Religiosität und Sittlichkeit.

III. Die Fragen des bäuerlichen Glaubenslebens.

IV. Die Fragen der bäuerlichen Sittlichkeit.

V. Wie erlangt man die Kenntnis des Volkes?

I. Die religiöse Volkskunde.

1. Was versteht man hier unter „Volk“?

Wenn von Volkskunde, Volksbildung, Volkskunst usw. die Rede ist, versteht man unter Volk die Schicht ohne besondere schulische, wissenschaftliche Ausbildung. Was sie an Bildung hat, kommt aus ihrem angeborenen Mutterwitz und aus natürlichem Gefühl, hauptsächlich aus der Überlieferung, aus dem Leben, das noch in unmittelbarem Zusammenhang mit der Natur steht. Das sind die unteren Volksklassen, hier vor allem die Bauern. Man nennt sie gern die „Ungebildeten“, das „gemeine Volk“. Der Gegensatz dazu sind die „Gebildeten“, die „besseren Kreise“. Zwischen beiden gibt es viele Abstufungen. Wie leicht werden diese Ausdrücke zu allgemeinen Werturteilen! Wie leicht überhebt man sich seiner „Bildung“ wegen und verachtet das Volk, die „Armen im Geiste“ — und doch liegt der Hauptunterschied nicht in der Bildung, sondern in der Schulung.

Wie ist der geistig-sittliche Bestand eines Gebildeten und eines Bauern? Der Gebildete ist durch Schulen gegangen, mittlere und höhere; er hat sich viele Kenntnisse erworben, und zwar in einer gewissen Ordnung und Planmäßigkeit; er hat eine Menge Bücher gelesen, Prüfungen gemacht; er kann den Erwerb seiner Bildung durch Zeugnisse nachweisen und ist durch sie befähigt, bessere, leitende Stellungen einzunehmen — er ist schul-, buchgebildet. — Den Bauern hat (das bißchen Volksschule zählt nicht viel) die Familienüberlieferung, die Arbeit, eigene Beobachtung und Erfahrung, das Leben gebildet — er ist lebensgebildet.

Ein Beispiel: Über die Familie, ihre Wichtigkeit, über die Wirkung eines guten oder schlechten Familienlebens denken nach: ein Ungeschulter und ein Studierter.

Der Ungeschulte schöpft aus seiner bisherigen Erfahrung, aus seiner Anschauung, aus dem, was er daheim bei den Eltern und den Nachbarn gesehen, vielleicht auch aus einer Predigt, aus einem Erbauungsbuch — das meiste aber aus dem Leben. Aus ihm wächst unmittelbar, ursprünglich sein geistig-sittlicher Besitz (siehe meine „Volksbildung auf dem Lande" [M.-Gladbach 1922] S. 74). — Wie richtig die Frau im allgemeinen urteilt, auch wenn sie keine Bücher kennt, zeigt das heilige Evangelium (Luk. 11. Kap.): Die Schriftgelehrten stritten gegeneinander über Jesus. Da erhob sich ein Weib aus dem Volke und rief: „Selig der Leib, der dich getragen" usw. — Von den Frauen, die 1920 in der Reichsschulkonferenz waren, wurde gesagt: „Sie waren fast ohne Ausnahme und ohne Unterschied der Richtung eine geistige Erquickung. Sie redeten nicht Papier und Schlagworte, sondern Erfahrung, Einfall und Meinung" (Prof. Willy Hellpach im 1. Jahrgang der Zeitschrift „Unter der Schullinde" [1919/20] S. 598).

Der Studierte hat über die Familie Kenntnisse aus alter und neuer Zeit, Erinnerungen aus dem Schulunterricht, aus Vorlesungen, aus Büchern. Er verläßt sich weniger auf das, was er aus dem Leben weiß, als auf Gedrucktes — er greift wahrscheinlich gleich nach dem Buch; da findet er ja alles besser, alles schön zusammengestellt, geordnet, begründet. „Er gebraucht (sagt Bogumil Goltz) angelernte Phrasen, mehrt seinen Notizenkram, stopft seine Gedächtniswurst." Er lebt in anstudierten Ansichten und Meinungen, in fertigen Gedanken. Das meiste kommt ihm mittelbar zu, durch das Buch. Ohne Bücher kann er nicht geistig arbeiten, wie der Schuster nicht ohne Werkzeug und Leder.

Man kann auch sagen: der Geschulte führt ein Gedankenleben, das eine Welt für sich ist, das vom täglichen Leben ziemlich unabhängig, ja ihm überlegen ist — beim Volk ist das Bewußt-

sein nur der unwillkürliche Widerschein seiner Lebenseindrücke und Erfahrungen (das Volk reflektiert nicht); oder: der Studierte sieht nicht so sehr die Sachen, als was darüber schon gesagt und geschrieben worden ist; er lebt mit Büchern, Belegstellen, Ansichten, Meinungen, Einwendungen, Widerlegungen; er kennt beispielsweise in der Sittenlehre die wichtigsten Lehrgebäude, sittliche Maßstäbe und Schulmeinungen — der Bauer lebt in und mit den Dingen; er kennt, was die Sittenlehre betrifft, hauptsächlich das Leben, Gute und Böse, nicht sosehr Gutes und Böses.

Also: zum Volke gehört, wer mehr unbewußt lebt, wer den Anschauungen und Sitten der früheren Zeit folgt. Seine Bildung stammt zumeist aus der Überlieferung. Sein Leben regelt sich mehr nach Herkommen und Gebräuchen als nach eigener Willkür. — Nicht zum Volke gehört, wer mehr auf Grund bewußter, von außen her, durch Schule und fremde Belehrung und Erziehung erworbener Bildung und Gesittung lebt. Sein Leben ist persönlicher und selbständiger.

Kann man beides vereinigen: Volkstum und Bildung, Unbewußtheit und Bewußtheit? Sie scheinen unvereinbare Gegensätze zu sein, sind aber mehr Entwicklungsstufen, wie Jugend und Mannesalter, Unmündigkeit und Reife; in ein und demselben Menschen fließen sie in mancherlei Beziehungen durcheinander. Der Junge muß sich vorbereiten auf das Mannesalter und muß das Kindische abstreifen; er nimmt aber auch in die Zeit der Reife viel von der Jugend mithinüber. Das Volk soll in seinem Lebenskreise bewußter leben; der Studierte soll nicht zu viel auf das Wissen und die Persönlichkeit halten. Die Brüder Grimm, hochwissenschaftlich gebildet, haben einer märchenerzählenden, alten Bäuerin gelauscht und nachgeschrieben — so soll auch der Gelehrteste den Grund, aus dem er gewachsen ist, das Volkstum, nicht unter den Füßen verlieren. Und erst der, der im Volke leben und arbeiten will! (Das Beste und zugleich Kürzeste, was ich über das Volkstümliche kenne, ist der Beitrag

„Volkstum" von E. M. Roloff im Lexikon der Pädagogik V [Freiburg, Herder] Sp. 607.)

2. Was ist Volkskunde, was ist religiöse Volkskunde?

Die Volkskunde will vom Leben dieses Volkes berichten. Sie scheidet sich in eine äußere und in eine innere. Die äußere beschäftigt sich mit den Formen des Hausbaues, der Kunstübung in Hauseinrichtung und im Schmuck des Lebens, der Tracht, mit den Spielen und Festen — darüber gibt es prächtige Bücher nach den einzelnen Gegenden oder Volksstämmen, leider zu wenig gekannt und gewürdigt.

Die innere Volkskunde will die Lebensauffassung, das Denken und Glauben, die sittliche Lebensgestaltung des Volkes erforschen. Das alles gibt sich kund in der Volksdichtung (in Sagen, Legenden, Märchen, Schwänken, Volksliedern, Sprichwörtern und Redensarten, Hausinschriften und Totenversen, Rätseln), in den Sitten und Gebräuchen, in lebenswahren Darstellungen des Volkslebens (z. B. des Jeremias Gotthelf), in den ausgesprochenen Meinungen und Anschauungen. Da wir ausführliche, gründliche Selbstäußerungen durch wahrheitsgetreue Lebensgeschichten von eigener Hand aus dem Volke (wie „Der arme Mann im Tockenburg" des Schweizer Webers Ulrich Bräker, erschienen 1789—1792, Reclams Univ.-Bibl. Nr. 2601 und 2602; „Das Leben eines Landarbeiters" von Franz Rehbein, Jena 1911) wenig haben, sind wir hauptsächlich auf Gelegentliches, auf vereinzelte Beobachtungen und Erfahrungen angewiesen. Eine „Wissenschaft" ist darum diese innere Volkskunde noch nicht. Wir bräuchten vor allem noch viel mehr Stoff. Goethe sagte freilich im Anschluß an die Erzählung vom fallenden Apfel, der in Newton den Gedanken der Schwerkraft anregte: „Dem genialen Menschen gilt ein Fall für Tausende." Aber im allgemeinen hat das Einzelbeispiel immer etwas Aufdringliches; es kann über die wirkliche Gesinnung nicht entscheiden und leicht mißdeutet werden, da es meist nicht bloß von einer

einzelnen Person ausgeht, sondern auch aus einer augenblicklichen Stimmung und einem vorübergehenden Eindruck geboren ist. Wir können nur typische Fälle brauchen, solche, die die allgemeinen Ansichten und Charakterzüge veranschaulichen. Es wird später zu zeigen sein, wie schwer es ist, das Leben, das innere Leben zu fassen.

Die Frömmigkeit ist nicht bei allen Menschen die gleiche. Sie wandelt sich nach der Zeit: Mittelalter, Neuzeit, nach dem Alter: das Kind ist anders fromm als der Jüngling, als der Mann. Sie ist verschieden auch nach den Ständen. Es gibt im Leben keinen Christen im allgemeinen, sondern einen christlichen Bauern, einen christlichen Arbeiter usw. Die Frömmigkeit ist eine besondere Gestaltung des Lebens, darum so verschieden wie das Leben. Darum gibt es eine „Großstadtseelsorge" (von Swoboda), etwas „Über Arbeiterseelsorge" (von Beck), „Die Kirche und die Gebildeten" (von Schulte); wo ist die „Bauernseelsorge"?

Das Volk — hier immer im Gegensatz zu den Studierten — hat also eine eigene Art, sich die religiöse Lehre zurechtzulegen, die Frömmigkeit zu üben, den sittlichen Forderungen gerecht zu werden. Es hat auch mehr Gemeinsames in seinen Anschauungen und in seiner Lebensführung. Beim Studierten gilt die Persönlichkeit mehr. Man sagt so schön: die Kultur (hier = Geistesbildung) differenziert. Hundert Studierte werden innerlich verschiedenartiger sein als hundert Bauern. In der gebildeten Welt hat jeder seine Frömmigkeit; auf dem Lande hat mehr die Gesamtheit ihre Frömmigkeit.

Es handelt sich also um die religiösen Vorstellungen und Gebräuche, um die sittlichen Anschauungen und Gewohnheiten des Volkes. Wenn wir sie besser kennen lernen, kommen wir der Seele des Volkes näher, da alle Lebensbetätigung aus innern Trieben und Regungen kommt. „Aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Totschlag" usw. (Matth. 15, 19). — Der Zweck der religiösen Volks-

kunde ist die Erforschung des Seelenlebens, der religiös-sittlichen Anlage, des religiös-sittlichen Bestandes und der Gewohnheiten. Nicht bloß einzelne Vorstellungen, Gefühle, Begehrungen wollen wir kennen lernen, sondern eine Seelenkunde, eine Menschenkenntnis gewinnen, die uns den Menschen als Ganzes mit all seinen Beziehungen zur Umwelt und als Glied einer geschichtlich gewordenen Entwicklung verstehen lehrt. Aber dazu haben wir ja die Psychologie: die lehrt uns den einzelnen kennen, wie seine Gedanken, seine Willensentschlüsse zustande kommen, in der Individualpsychologie; sie geht den seelischen Erscheinungen menschlicher Gemeinschaften nach in der Völkerpsychologie! — Damit kann die praktische Seelsorge nichts anfangen. Sie hat es nicht mit abstrakten Seelen zu tun, sondern mit lebendigen Menschen. Der Anatom zergliedert den Menschen in Knochen, Muskeln, Gefäße, Nerven usw. — der Arzt probiert seine Kunst am lebendigen Menschen. Der Psycholog zerlegt das Seelenleben in Sinnesempfinden, Fühlen, Wollen und Denken — für den Seelsorger hat es, abgesehen von der Allgemeinbildung, die er braucht, keine Bedeutung, wie sich das alles entwickelt; er soll wissen, was unser Bauernvolk denkt und glaubt und erstrebt. In der Seelsorge handelt es sich um Lebensgestaltung, Erreichung einer Bestimmung, Überwindung von Mißgeschick, um Glauben, Hoffen, Verzweifeln, um Reue, Ergebung, Lebensarbeit — um lauter Erlebnisse. Dazu brauchen wir Lebenserfahrung. Mit bloßen Zergliederungen, Begriffen, Bestimmungen und Gesetzen kommen wir da nicht weit. Zum Beispiel welche Aszese braucht der Bauer? Doch nicht eine abgeschwächte Mönchsaszese, sondern eine solche, die aus seinen wirklichen Lebensbedingungen, aus seinem Pflichtenkreis sich ergibt. Das Bauernleben hat eigene Gesetze; wie der Mönch seine Ordensregel hat, so der Bauer seine Lebensregel; nach der muß er in christlicher Weise leben. — „Vom hl. Antonius, dem Vater der Mönche, berichtet der hl. Athanasius, er habe nie und nirgends an jemand etwas Edles gesehen, ohne es nachzuahmen,

aber es immer nachgeahmt in der Weise, wie es für ihn möglich und angemessen war" (A. M. Weiß, Die Kunst zu leben, 9. Aufl. [Freiburg, Herder] S. 224).

Weil es sich um Menschenschicksale handelt, muß man auch mit dem Volke fühlen, miterleben. Die tiefste Kenntnis menschlichen Seelenlebens kommt nicht aus Schauen und Beobachten, sondern aus Miterleben und Mitleiden. Es ist etwas anderes, ob ich in der Zeitung lese, daß eine Gegend verhagelt wurde und der Schaden ein großer war — oder ob das Unglück meine Bauern trifft — und auch mich selber, als Bewirtschafter der Pfarrgrundstücke.

3. Die Bedeutung der religiösen Volkskunde für die Seelsorge, besonders auf dem Lande.

Theoria sine praxi est currus sine axi. Ich halte es nicht für überflüssig, von dieser Selbstverständlichkeit noch weiter zu reden. Wir sind vom Natürlichen weit abgekommen und haben uns, wie Goethe sagt, aus dem Leben herausstudiert.

Unsere pastorale Ausrüstung gab uns hauptsächlich Stoffwissen in Dogmatik und Moral; ein großartiges Lehrgebäude wurde vor uns aufgerichtet, die Lehren erklärt und begründet. Das war notwendig. Wir brauchen eine sichere Lehre (Praxis sine theoria est caecus in via).

Aber der Unterricht in Religion und Sittenlehre und wenige oder viele pastorale Klugheitsregeln genügen nicht. Wir brauchen auch die Kenntnis der Menschen, die wir zu Gott führen sollen; wir müssen das Volk kennen, dem wir predigen sollen, das wir leiten sollen, gerade wie der Bauer den Grund und Boden kennen muß, den er bearbeitet. Kann man nicht sagen: Das Volk muß dann jeder selber durch die Seelsorge kennen lernen? Das dauert zu lange. Man kann schon vorher für die wichtigsten Fragen sein Auge schärfen, ihm die richtige Einstellung geben durch die religiöse Volkskunde.

Joseph Wittig schreibt in seinem „Herrgottswissen von Wegrain und Straße" (Freiburg, Herder) S. 44: „Es war mir

von vornherein klar, daß man Theologie nicht nur aus Büchern und nicht nur in den Hörsälen der Universität studieren darf; denn dazu hat man das Universitätsjahr in zwei ziemlich gleiche Teile geteilt: in 180 Studiertage und in 170 Ferientage. Die ersteren sind vornehmlich für die Büchertheologie, die letzteren vornehmlich für die Theologie ohne Bücher. Leider ist für die bücherlose Theologie noch keine Methode ausgearbeitet wie für die Büchertheologie. Deshalb will ich nur sagen, daß ich sie studiert habe aus den Erzählungen meines verstorbenen Vaters, mit dem ich viele stille, einsame Wege gegangen bin, aus der Seele meiner Großmutter, auch aus ihren arbeitsrauhen Händen, aus den Lebensschicksalen meiner Geschwister und Freunde, aus den Bildern und Kapellen am Wege, aus den liturgischen Feiern der Pfarrkirche."

Hier noch eine Stelle von Jeremias Gotthelf, den ich ganz zu Wort kommen lasse, um für ihn Leser zu werben. In der Geschichte „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern ergeht" behandelt er die körperliche und seelsorgerliche Kurpfuscherei.

„Der Herr Vikari war stark in der Exegese und seine Professoren hatten ihn im Hebräischen und Griechischen stark gefuchset. Wenn er auf eine dunkle Stelle kam im Hiob oder in den Sprichwörtern, so kriegte er Angst, zog Stiefel an und lief auf Bern; denn es war ihm heiliger Ernst um die Sache. Und wenn ihm dort einer sagte, es sei ein Punkt versetzt oder das Ding beziehe sich auf das Nachfolgende und nicht auf das Vorhergehende, so ward er wieder glücklich und lief heim, den Kopf voller Licht.

„Aber ach, über die Exegese des Lebens hatte kein Professor ihm etwas gesagt, für sie war an der Hochschule kein Lehrstuhl aufgestellt. . . . Wie Gott dem Menschen zwei Augen gegeben, so auch zwei Bücher: das alte heilige Buch, das man Wort für Wort exegesieren kann; und das wunderbare Buch, das auch alt ist und doch jeden Tag neu wird, das wunderbare Buch des Lebens. Und wie die zwei Augen einander helfen,

so auch ein Buch dem andern: ein Buch wirft Licht auf das andere; jedes für sich bleibt halbdunkel. Wer nur in einem Buch lesen kann, ist nur ein halber Mensch; ist, wie wenn er nur ein Auge hätte. Kann er nur lesen in der alten Bibel, so kommt er wohl zur Erkenntnis dessen, was gewesen ist, aber nicht dessen, was ist; er erkennt wohl, was Gott ist — wie er aber waltet, das bleibt ihm verborgen; zur Rechtgläubigkeit kommt er, aber im Leben findet er sich nicht zurecht. — Wer nur im Leben lesen kann, liest und liest und kommt nie zum Verständnis; findet Satz um Satz, aber nie deren Sinn, zieht Perlen um Perlen an einem langen Faden auf, aber zu einer Kette kommt er nicht; er läuft und läuft, aber an den Ausweg gelangt er nicht; er sucht, aber das Rechte findet er nicht; im Leib findet er den Geist nicht, in der Welt Gott nicht und darum findet er das Heil nicht; denn das ist allein bei dem, der unser aller Vater im Himmel ist. — Aber wo die Menschen mit beiden Augen in beiden Büchern lesen, da nahen sich Himmel und Erde, da ist der Himmel offen, strömende Offenbarungen Gottes verklären das Leben, heiligen die Zustände; die Bibel gibt dem Leben seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig. . . ." — P. Ägidius Jais hat eine ganz ähnliche Stelle, die ebenso eindringlich das Studium zweier Bücher empfiehlt: des lieben Evangeliums und des menschlichen Herzens.

Ohne Kenntnis des Volkes kann man seelsorgerlich nicht an ihm arbeiten. Es ist ein Unterschied zwischen wissenschaftlicher und volkstümlicher Darstellung. Die erstere hat ihre Gesetze in sich selbst, setzt die wissenschaftliche Reife voraus und nimmt keine Rücksicht auf Leser oder Hörer; sie trägt möglichst gründlich und tief, mit allen Schwierigkeiten vor. Die volkstümliche Darstellung muß den zu Belehrenden in seiner Auffassungskraft, seinem Gedankenablauf, seinem bisherigen Bildungsbesitz kennen und beachten. Die Unterweisung in Katechese und Predigt soll sein nach Art der Muttermilch, die eigens und nur für das Kind bereitet ist. Übrigens sind

wir ja nicht bloß Unterrichter (des Verstandes), sondern vor allem Erzieher und Bildner (des Willens und Gemütes). „Wir lernen, um zu wollen."

Jeder Lehrer sucht sich in die Welt des Kindes zu versetzen und ihr seinen Unterricht anzupassen. Heute empfiehlt man dem Kaufmann psychologische Kenntnisse, weil er Vorteil davon habe, wenn er die Bedürfnisse und den Geschmack der Käufer besser kenne. — Man kann den christlichen Geist, ein christliches Tugendstreben nicht in die Seele des Volkes gießen, wie Wasser in ein leeres Faß. Die Seele des Volkes ist, was Religion und Sittlichkeit betrifft, nicht leer; es ist schon ein Geist drinnen, ein Glaubens- und Sittenleben, mehr oder minder christlich — das müssen wir beachten, sonst kann es uns gehen wie einem, der in ein nicht leeres Gefäß eine kostbare Flüssigkeit schüttet — viel, vielleicht das meiste geht daneben.

Man darf auch nicht meinen, der Bauer sei nur ein vereinfachter Städter; wenn man von einem Städter abziehe seine „Kultur", seine Gewandtheit, Fixigkeit, dann bleibe ein Bauer übrig — nein, dann bleibt ein Trottel übrig. Der Bauer ist ganz was anderes. Er hat eine andere Lebensgrundlage, die durch die Natur, die Arbeit und die Familie gebildet wird. Das sieht man an denen, die in die Stadt wandern: in kurzer Zeit wird ihr Äußeres und ihr Inneres verändert.

Ohne Kenntnis des Volkes kann man es nicht gerecht beurteilen. Man findet an ihm soviel Stumpfsinn, Interesselosigkeit, Roheit, Selbstsucht, Aberglauben. Da wird man leicht dazu verführt, auf das Volk herabzuschauen. Es wäre besser, die Ursachen der religiös-sittlichen Mängel zu erkennen und auch das Gute am Volke herauszufinden. — P. Ägidius Jais sagt in seinen „Bemerkungen über die Seelsorge, besonders auf dem Lande" (Salzburg 1828, S. 28): „Zu seinem Hauptstudium macht der Priester die Menschenkenntnis. Er gibt sich alle Mühe, zuerst, um von dem rechten Gesichtspunkt auszugehen, sich selbst und sein eignes Herz zu kennen, dann

auch seine Gemeinde, ihre Anlagen und Fähigkeiten, ihre Denkungsart und Neigungen, die herrschenden Mißbräuche und Vorurteile zu studieren und zu benützen. Er richtet also in seiner Lehr- und Handlungsart seine Gemeinde nicht nach sich, sondern sich nach seiner Gemeinde. ‚Für die Schwachen bin ich schwach geworden, um die Schwachen zu gewinnen. Allen bin ich alles geworden, um alle selig zu machen'" (1 Kor. 9, 22). — Eine andere Stimme: „Die Pastoration des Bauernstandes wird schon durch den Abstand der Bildung zwischen Priester und Bauer erschwert; denn das Herablassen und Verkehren des Gebildeten mit dem Ungebildeten oder gar Ungeschliffenen erfordert Selbstverleugnung. Doch auch diese Kluft weiß der Seeleneifer zu überbrücken, und zwar um so mehr und um so schneller, je mehr der Priester die Erfahrungstatsache bestätigt findet, daß der Bauernstand noch einen ergiebigen Boden für das übernatürliche Saatkorn bietet und daß unter der rauhen Außenseite ein gesunder Menschenverstand, klare Weltanschauung und eine kernhafte religiöse Gesinnung verborgen ist." So Cornelius Krieg in „Die Wissenschaft der speziellen Seelenführung" (S. 336). Welch verschiedene Einstellung! Ich halte es mit Jais.

Noch ein Wort über die Schwierigkeiten der religiösen Volkskunde. Sie will das Gemeinsame, so ziemlich bei allen sich findende Religiös-Sittliche darstellen. Es spielt aber auch das Persönliche eine große Rolle. Es verhält sich wie bei einer Rasse. Jeder kennt den Negertypus. Wie viele Verschiedenheiten gibt es aber da an den einzelnen! Der Typus ist das Allgemeine, das Persönliche ist das Unterscheidende. So hat jedes Haus, jede Person auf dem Land eine etwas anders geartete Frömmigkeit, obwohl alle bäuerlich fromm oder unfromm sind. Einen Durchschnitt geben, heißt verallgemeinern; das tut immer einem Teil unrecht; denn in Wirklichkeit ist der Durchschnitt nicht so gleichartig, wie er zur Darstellung kommt. Es ist wie bei einer Wiese: sie erscheint von weitem als eine gleichmäßige, grüne Fläche; steht man aber drinnen, so sieht man, daß jeder Gras-

halm, jede Blume ihre Eigenart hat. — Die Schwierigkeit wird noch größer durch die Umwandlung im Bauernleben. Wir haben in manchen Gegenden noch Bauern, die in der alten Art leben; wir haben ganz verstädterte Bauern und wir haben die Masse, die noch vom Alten zehrt, das meiste aber auch schon verloren hat. Die Verweltlichung hat auf dem Land große Fortschritte gemacht. Wie soll da eine einheitliche Darstellung möglich sein? Ich mache es mir dadurch leichter, daß ich in der Hauptsache mich an den alten typischen Bauern halte, den es freilich in der Allgemeinheit heute nicht mehr gibt, und von der Umwandlung eigens rede.

Darum darf man von der religiösen Volkskunde nicht allzu viel erwarten, wenigstens nicht von diesem Versuch. Rezepte, Anweisungen geben kann ich nicht, auch wenig Feststellungen. Es handelt sich meist um Fragestellungen, um Anleitung zur Selbstbeobachtung, zur Anknüpfung an die Wirklichkeit. Während die allgemeine Volkskunde sich im großen und ganzen der Werturteile enthält, während sie meist nur das bestehende Volkstümliche sammelt und darstellt und das verschwundene als abgestorbene Lebenserscheinungen einbalsamiert, muß die religiöse Volkskunde im Dienst der Seelsorge auch werten. Sie muß es bedauern, wenn schöne, alte Bräuche abkommen oder ohne Verständnis geübt werden; sie muß auf religiös-sittliche Gefahren hinweisen und überhaupt alles vom streng religiös-sittlichen Standpunkt aus betrachten. Der Maßstab für ihre Beurteilung ist die geoffenbarte Glaubens- und Sittenlehre.

II. Die Eigenart der bäuerlichen Religiosität und Sittlichkeit.

Sie besteht. Der Bauer ist anders religiös wie der Städter, wie der Studierte. Wie Gott den hl. Petrus auf einem andern Weg zu seinem Dienste und zur Heiligkeit berufen hat als den hl. Johannes oder Paulus, so ist es auch bei den einzelnen

Ständen. „Gott befahl bei der Schöpfung der Pflanzen, daß jede nach ihrer Art Frucht bringen sollte; so befiehlt er auch den Christen, die lebendige Pflanzen seiner Kirche sind, daß jeder nach seinem Stande Früchte der Gottseligkeit hervorbringe. Auf verschiedene Weise muß die Gottseligkeit geübt werden von den Vornehmen, von Handwerkern, von Dienstboten, von Fürsten; auf verschiedene Weise von der Jungfrau, von der Ehegattin, von der Witwe; und nicht nur dieses, auch den Kräften, Geschäften und Obliegenheiten eines jeden einzelnen muß die Übung der Gottseligkeit angepaßt werden" (Philothea 1, 3). — Der Drang nach Eigenart darf nicht in der Religion herrschen, wohl aber in der Religiosität; nicht die Heilswahrheiten, wohl aber die Vorstellungsweisen und Formen der religiösen Betätigung sind verschieden nach Alter, Bildung, Geschlecht, Stand. „Was liegt daran? Wenn nur auf alle Weise Christus verkündigt wird!" (Phil. 1, 18.)

Das Bauernleben gestaltet die Religiosität in ganz besonderer Weise; die Eigenart wird begründet:

1. durch die geistige Anlage des Bauern;
2. durch seinen Beruf;
3. durch sein Leben in überlieferter Sitte.

1. Die geistige Anlage des Bauern.

Er ist in seinem Verstandesleben für das Konkrete, Sinnenfällige, Anschauliche. Er denkt nicht in Begriffen, sondern in Bildern. Er strebt nicht nach Anschaulichkeit, er tut es unbewußt. Die Bilder sind bei ihm kein künstlicher Schmuck, sondern die rein natürliche Erkenntnisweise. Will er einen Menschen schildern, so beginnt er: der ist ein tüchtiger Mensch, einmal hat er...; der ist ein redlicher Mensch, einmal hat er ...; der ist ein guter Kerl, wenn der im Feld a Packl kriegt hat, hat er andern auch was gegeben. Er beschreibt nicht durch Aufzählung von Eigenschaften, sondern durch Handlungen, durch Greifbares. Will er einen Zustand, einen Vorgang darstellen,

so gebraucht er Bilder, Vergleiche; von einem Bequemen sagt er: er bohrt nicht gern dicke Bretter; vom Nachmachen: wenn eine Gans trinkt, trinken alle; vom Mürrischen: er macht ein Gesicht wie neun Tage Regenwetter.

Er wird daher auch die religiösen Gedanken nicht innerlich verarbeiten, er wird wenig inneres geistiges Leben haben; er braucht auch hier sinnlich greifbare Formen. Es ist das, sagt Sailer, aus unsrer leiblich-geistigen Natur heraus das allgemeine Bedürfnis, das unsrem göttlichen Erlöser es eingab, im Vaterunser dem Gebet eine Formel, in den Sakramenten der Gnade einen Körper, in Petrus der Kirche eine sichtbare Einheit zu geben. Das wird beim Bauern, bei dem das Körperliche vor dem Geistigen vorwiegt, noch viel mehr der Fall sein. Was ihm heilig ist, will er nicht bloß glauben, bekennen und singen, sondern auch schauen, erleben: im feierlichen Gottesdienst, in Bittgängen, bei Wallfahrten, in Bruderschaften, an Feldkreuzen usw. Wie könnte er auch anders Gott nahe kommen?

Die frühere Zeit kam diesem Bedürfnis nach Veranschaulichung mehr nach. Da wurden die heiligen Geheimnisse dargestellt: Krippe, Krippenspiel, Weihnachtslieder, Dreikönigsspiel, Palmsonntag mit dem Einzug Christi auf dem Palmesel, Karwoche mit dem Leidenszug und dem heiligen Grab, Passionsspiel, Auferstehung, Himmelfahrt, Pfingsten mit der Herabkunft des Heiligen Geistes. Das Heil ist geschichtlich, ein Heilsgeschehen, nicht ein Denkprozeß; daher die Wichtigkeit des Kirchenjahres; es ist dem Volke ein lebendiger heiliger Kalender.

Wie kann man dem Volke z. B. die Erlösung, ihren Begriff, ihre Notwendigkeit und Wirkung darstellen?

Das kann man dogmatisch machen: die Todsünde ist eine schwere Beleidigung des Allerhöchsten; sie fordert Sühne, Strafe, schwere Strafe. Eine Beleidigung ist um so größer und strafwürdiger, je höher der Beleidigte steht; die Genugtuung ist

um so unwirksamer, je niedriger der Genugtuende steht. Der Mensch konnte nicht genugtun, aber überreich Gottes Sohn.

Man kann es machen, wie Alban Stolz im „Vaterunser“ (III, § 12): „Ich habe einmal in einem rauhen, abgelegenen Gebirg eine Person besucht, die wild und ungeschlacht aufgewachsen war und schwer gesündigt hatte, und jetzt sollte sie sterben. Ich habe ihr gezeigt, wie es mit ihrer Seele stehe, wie sie jetzt noch ihre Strafe zugut habe vor dem gerechten Gott, und wie sie jetzt vom Tod abgeholt werde, um ihre Vergeltung in Empfang zu nehmen, und wie es nur einen Ausweg gebe, wenn sie keinen bösen Tod haben wolle: nämlich wenn jemand anderer die Strafe für ihre Sünden übernehmen würde. Ich fragte, ob sie denn niemand wisse, der willens sei, für sie die Strafe zu übernehmen? Das arme Mensch hat sich kleinmütig besonnen und endlich gesagt: vielleicht täten es ihre Mutter, Geschwister. Allein ich sagte ihr, daß die Strafe zu groß und schwer sei, und Mutter und Geschwister werden mit ihren eigenen Sünden genug zu tun haben. Da wußte diese Heidin keinen Rat mehr und meinte: sie müsse eben in der Sünde und zur Verdammung rettungslos dahinsterben. — Und da habe ich ihr denn die frohe himmlische Botschaft verkündigt von Jesus Christus, und wie dieser sein kostbares Blut am Kreuz für sie vergossen habe, und was er litt, das gelte für die Strafe ihrer Sünden, wenn sie nun in Reue, Glaube und Liebe zu ihm sich wende. . . .“

Früher hatte man noch eine andere Art und Weise, die Darstellung des Erlösungsplanes selber im „Dreifaltigkeitsspiel“: Zuerst erscheint Gott Vater im päpstlich-kaiserlichen Gewand, eine dreifache Krone auf dem Haupte, den Reichsapfel in der Hand, ein Schwert an der Seite. Er sitzt auf dem Throne. Vor ihm steht Satanas mit Hörnern und Schweif. Er erhält von Gott die Erlaubnis zu reden und verklagt nun die Menschen und schildert ihre verbrecherischen Triebe. Er sagt: „Du, obgleich allwissend, würdigst sie nicht so gut wie ich; du bist

zu sehr mit den Seligen im Himmel beschäftigt, als daß du dir die Mühe nähmest, die Erdenbrut, ihr Elend und ihre Lasterhaftigkeit zu mustern. Ich dagegen durchsuche jeden schmutzigen Winkel des Verbrechers und sammle alles zum Weltgericht." Gottvater beharrt darauf, er wolle Gnade für Gerechtigkeit ergehen lassen. Da beginnt der Teufel wieder: „Sie sind nicht bloß Ehebrecher, sie sind auch Gottesleugner, sie verachten Gott" usw. Da droht Gottvater, seiner Langmut ein Ende zu setzen. Schon zieht der Erzürnte sein Schwert; da tritt Gottsohn auf und fällt ihm in den bewaffneten Arm. Seine Kleidung ist wie beim Einzug in Jerusalem. Nun entsteht ein langer Wettkampf zwischen der Gerechtigkeit (Gottvater) und der Gnade Gottes (Gottsohn). Der Teufel ist im Hintergrund. Vater und Sohn berufen sich auf die Entscheidung des Heiligen Geistes. Dieser erscheint in langem, weißem Gewand mit einer roten Schärpe. Er vernimmt den Streitpunkt und entscheidet: es könne der beleidigten Gottheit nicht anders Recht widerfahren, als wenn sich der Sohn Gottes für das Heil der Menschen zum Opfer bringe. Nun steigt die Spannung auf das höchste. Der Vater meint: ein solches Opfer sei zu groß für eine Rotte sündiger Menschen. Der Sohn erklärt sich zu jeder Art der Versöhnung bereit, die der Gottheit würdig und der Menschheit heilsam sei. Der Heilige Geist beharrt auf seinem Spruch. Da siegt die Liebe des Sohnes über alle Bedenklichkeiten, und der Teufel entweicht fluchend und heulend. Nun kommt es zu einer förmlichen Festsetzung des Erlösungswerkes. Während der Vater auf dem Throne sitzt, mit gezücktem Schwert, und der Sohn in demütiger Haltung vor ihm steht, liest der Heilige Geist das Urteil vor, worin die Leiden alle, denen sich der Heiland werde unterziehen müssen, von seiner Geburt bis zum Tode, nacheinander aufgezählt werden. Das Urteil schließt mit den Worten: „Gegeben in unsrem himmlischen Palast. Unterzeichnet: Die heiligste Dreifaltigkeit." Damit ist das Stück zu Ende. — Der Mann, der als Augenzeuge davon berichtet, versichert, die Leute

hätten die Handlung nicht ohne tiefe Rührung gesehen und gegen Schluß seien reichliche Tränen geflossen.

Die erste, die dogmatische Erklärung ist sachlich die beste; aber viele werden sie nicht verstehen, nicht behalten können. Die zweite ist eindrucksvoll, weil voll Leben; die dritte bleibt (trotz ihrer innern Mängel) unvergeßlich. Sie spricht vor allem zu dem, was in der Bauernseele vorherrscht, zum Gemüt. Verstand und Wille sind, wo es sich nicht um rein berufliche, geschäftsmäßige Dinge handelt, stark gefühlsbetont. Der Bauer hat mehr Empfindung, weniger Erwägung, mehr Wärme des Gemüts als Klarheit der Begriffe. Er lebt vorwiegend triebhaft, nicht willenhaft. „Man kann mit Fug und Recht behaupten, daß niemand, der in lebendiger Religiosität mit Gott in Verbindung tritt, dieses vermittelst des Verstandes tut. Kein religiöses, lebendiges Gefühl geht vom kosmischen, ontologischen oder teleologischen Gottesbeweis aus. Die Lehre Jesu liegt wie ein ewiger Schatz vor uns. Im ganzen Umfang seiner goldenen Worte finden wir nichts, was einem intellektuellen Gottesbeweis ähnlich sähe. Wo es tiefere Lebensentscheidungen gilt, wendet sich Jesus niemals an den Verstand, sondern stets an das Herz. ‚Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses vor den Weisen und Verständigen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast‘ (Matth. 11, 25)“ (Fr. X. Kiefl, Katholische Weltanschauung und modernes Denken, 2. u. 3. Aufl. S. 95). — So ist es in noch viel höherem Grade beim Bauern. Das Herz sieht immer weiter als der Verstand.

2. Der Beruf des Bauern.

In seiner Lebensarbeit ist der Bauer von Gott abhängig, wie sonst niemand; in vielen Beziehungen ist er hilflos, ohnmächtig. Er weiß aber, daß auch er mitarbeiten muß, er fühlt sich Gott bei der Arbeit in gewissem Sinne ebenbürtig. „Wenn Gott nicht wollt’ und ich nichts tät’, ihr (die Städter und die andern Berufe) nichts zu essen hätt’.“ „Da hilft kein Beten, da muß Mist hin“, sagt er wohl, wenn er an einem mageren Felde

vorbeigeht. „Wo Mistus, da Christus.“ „Wo der Mistwagen nicht hinkommt, kommt Gottes Segen nicht her.“

Des Gottessegens will er sich außer durch seine Arbeit auch durch gute Werke versichern. Er ist fromm, auf daß Gott in zeitlichen Dingen ihn segne. Tut er das Seine (Arbeit und Gebet), soll Gott auch das Seine (Segen) tun. Leistung und Gegenleistung spielen, wie später zu zeigen sein wird, im Bauernleben eine große Rolle. — Ein Bauer hatte bei seinem Hof eine Kapelle und läutete zu den Gebetszeiten alle Tage. Es kam die Viehseuche und machte seinen Stall fast leer. Da riß er voll Wut das Glockenseil herunter und rief: „Ist das der Dank? Fünfundzwanzig Jahre lang hab' ich geläutet ...“ Ist geschehen 1921. — Erhält der Bauer nicht, worum er gebetet, so war das Gebet (wenn er nur das Bittgebet kennt) umsonst. Das konnte man oft und oft im Kriege hören. Die Religion muß zeitliches Glück schaffen, sonst taugt sie nicht viel. Man sieht es gern, wenn Gott (in zeitlichen Dingen) mit Wohltaten vorangeht: tut Gott das Seine, dann will man auch das Seine tun. „Herrgott, laß wachsen viel Korn und Wein, so werden wir fromm und zufrieden sein“ (1814, auf einer Mehltruhe in Niederösterreich). In seinen Forderungen an Gott ist er nicht bescheiden. Gott soll der stets bereite Nothelfer sein. Einst hatte das Volk für jede Krankheit einen Patron, für jede Bedrängnis eine Gebetsformel. Man blättere nur die „Patronate der Heiligen“ von Dietr. Heinr. Kerler (Ulm 1905) und Bücher über den Aberglauben durch. Die Heiligen haben die Pflicht, zu helfen: „Dieses Haus steht in St. Florians Hand; verbrennt's, ist's ihm eine Schand.“ Zu den Heiligen hatte man oft mehr Vertrauen als zu Gott: „Dieses Haus stand in Gottes Hand und ist dreimal abgebrannt; das vierte Mal ist's wieder aufgebaut und jetzt dem hl. Florian anvertraut.“ — Manche dieser Sätze nehmen sich auf den ersten Blick sonderbar aus. Man kann aber den Pelz nicht waschen, ohne ihn naß zu machen.

3. Das Leben in überlieferter Sitte.

Sitte und Herkommen werden uns später noch beschäftigen; hier sei nur die Rede davon, daß die Übung von Religion und Sittlichkeit auf dem Lande noch Brauch ist. Nehmen wir an: es gründen sich zwei neue Familien, eine in der Großstadt und eine auf dem Lande. In der Großstadt heiratet ein Arbeiter und will in seiner neuen Familie ein christlich-katholisches Leben führen. Die beiden müssen wie verabredeterweise die täglichen Gebete, die Fastenordnung, den Kirchgang usw. einführen, vom ersten Tage an. Auf dem Lande geht nach der Eheschließung das bisherige religiöse Leben einfach weiter. Es ist nur ein neues Glied ins Haus eingetreten; die Lebensordnung ist die gleiche wie früher. Das ist die Macht der Sitte.

Wenn die religiösen Bräuche und Einrichtungen zur Sitte, zum Herkommen geworden sind, hat sich die Religion in einem Volke durchgesetzt; dann ist sie ein Stück Volkstum geworden. Das ist auf dem Lande der Fall. Die Tagesordnung (Morgen-, Abend-, Tischgebet, Fasten) und die Lebensordnung (Geburt — Taufe, Hochzeit — Trauung, Tod — Versehenlassen, christliches Begräbnis) hat ein religiöses Gepräge. Das weiß man nicht anders. Ebenso ist es mit der ganzen Lebensanschauung. Sie ist zum geringsten Teil selbst erworben, persönliches Eigentum. Sie ist gegeben, findet sich bereits vor. Glaube und Glaubensübung sind ein Erbe der Vorzeit.

* * *

Das, meine ich, sind die Grundlagen der typischen bäuerlichen Religiosität: die geistige Anlage, der Beruf und die sittenmäßige Übung der Frömmigkeit. Wie entsteht — um den großen Unterschied durch eine Gegenüberstellung anschaulicher zu machen — die religiöse Grundlage (oder ihr Mangel) beim modernen Arbeiter? Sie wird gebildet durch seine Lebensgewohnheiten, d. h. durch seine Erziehung, seine Arbeit, seine wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung und durch Einflüsse der Umgebung, die auf ihn wirken.

Die Erziehung gibt ihm einen Grundstock an religiöser Bildung und Übung; besonders wenn er aus dem Bürger- oder Bauernstande stammt, hat er ein gutes Erbteil an Glauben und religiöser Betätigung mitbekommen. Ist er schon selber aus einer Arbeiterfamilie hervorgegangen, so fehlt gar oft die häusliche religiöse Sitte. Er wächst nicht hinein in eine fest überlieferte religiöse Lebensform, und tritt er ins Arbeiterleben, so findet er wenig, was ihn hinaushebt über die Plackereien des Daseins, was seinen Blick nach oben richtet und seinen Willen stark macht zu einem christlichen Opferleben. Die eintönige Maschinenarbeit und das Wohnen in städtischen Mietskasernen entfremdet ihn der Natur. Er ist abhängig vom Arbeitgeber, sein Einkommen ist dürftig, sein Unterhalt unsicher. Was er im Leben entbehren und was er erdulden muß, ist ihm keine göttliche Fügung, sondern, wie er meint, von den ungerechten gesellschaftlichen Einrichtungen bedingt. Er ist überzeugt oder läßt sich leicht überzeugen von der Ungerechtigkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Ein Teil der Menschen verkommt, sagt er, damit ein anderer kleinerer Teil in Üppigkeit lebe. „Wir schaffen's, ihr genießt's; darum hinweg mit euch." Auch die Kirche, meint er, stehe im Dienst der Besitzenden, wolle nicht mithelfen, einen gerechteren Ausgleich auf Erden zu schaffen, vertröste nur aufs Jenseits. Für sich allein ohnmächtig, schließt er sich mit seinesgleichen zusammen, bekommt Klassenbewußtsein und das Gefühl der Macht durch die Masse, die das Glück auf Erden schaffen kann. Er wird Sozialist und der Sozialismus seine Religion. Sein Inneres wird nur auf das Irdische eingestellt; da glaubt er an eine glückliche Zukunft, an den Zukunftsstaat. Das Paradies steht nicht am Anfang der Menschheitsgeschichte und nicht im Jenseits kommt es, sondern am Ende der irdischen Entwicklung, an einem Ende, das er durch seine Mitarbeit und durch Umsturz (der Bauer kann nicht gegen die göttlichen Kräfte in der Natur Revolution machen) schneller herbeizuführen hofft. In diesem Sinne wird er bearbeitet durch

Vereine, Versammlungen, Zeitungen, Werbearbeit in der Werkstätte, oft auch durch Zwang.

Ganz anders beschaffen ist die religiöse Art des Bauern. Sie hat natürlicherweise auch ihre Mängel. Auf den ersten Blick könnte das religiös-sittliche Leben auf dem Lande ideal sein — wegen seiner gesunden Grundlage, den günstigen Lebensbedingungen, der Abwesenheit besonderer Gefahren. Des Bauern Umwelt ist nicht eine Bedrohung für Glauben und christliches Leben, sie fördert sie vielmehr. Es hat auch Gegenden und Zeiten gegeben, wo musterhaftes religiös-sittliches Leben herrschte, z. B. in Oberschneiding unter Pfarrer Handwercher und in Reissing unter Pfarrer Obelt. Dr. Fr. X. Witt, der Begründer des Cäcilienvereins für kirchliche Musik, war von 1856 bis 1859 in Oberschneiding Kooperator. „Ich war erstaunt", sagt er, „als ich die erste Kirchweih in Oberschneiding erlebte. Kein Mensch im Wirtshaus, nur zu Hause war man fröhlich und vergnügt. Von Tanzmusik war ohnehin das ganze Jahr hindurch, selbst bei Hochzeiten nur äußerst selten, oft Jahre hindurch keine Rede. Zur Fastnachtszeit beichtete die ganze Gemeinde; jeder von uns Priestern saß an den betreffenden vier Tagen zwanzig Stunden Beicht und teilte 2000—2500 heilige Kommunionen aus. Viele Personen verließen acht, zehn, ja dreizehn Stunden die Kirche nicht.... Die Leute lebten wie die ersten Christen, kommunizierten täglich; statt der Gütergemeinschaft übten sie unbeschränkte Wohltätigkeit. Zu Pfarrer Handwerchers Zeiten fanden sich sechzig Personen, darunter die vermöglichsten und angesehensten Bauern, die täglich das ganze Jahr hindurch kommunizierten. An den drei ersten Tagen der Woche wurden je 100—150 heilige Kommunionen ausgeteilt, darunter die Hälfte an Mannspersonen" (Theolog. praktische Monatsschrift V [Passau 1895] S. 647). — Ähnliches, wie hier von Niederbayern, berichtet aus früherer Zeit P. Fr. Hattler S. J. in den „Missionsbildern aus Tirol. Geschichte der ständigen tiroler Jesuitenmission von 1719 bis 1784" (Innsbruck 1899).

Durchschnittlich ist das religiös-sittliche Leben auf dem Lande nicht ideal. Der Grund liegt in der Beschränktheit der menschlichen Natur überhaupt, dann in der Eigenart der bäuerlichen Religiosität; in ihr liegen auch

4. stark hemmende Kräfte und mancherlei Gefahren.

a) Die kindlich-konkrete Denkweise bringt mit sich die **Gefahr der Veräußerlichung.** Wer soviel auf das Sinnenfällige gibt, sieht leicht in den äußern Werken der Frömmigkeit ihr Wesen überhaupt. Auffallend ist, daß man von geistig gesunden Leuten so wenig über innere Kämpfe, über seelische Schwierigkeiten gefragt wird. Es ist, wie wenn die meisten überhaupt kein inneres Leben hätten. Sie machen wohl alles mit, werden aber nicht warm dabei. Es kommen in der Heiligen Schrift so viele schöne Stellen vor, die im Evangelium verlesen oder in der Predigt angeführt werden; wie viele haben schon verlangt, das einmal selber zu lesen? Ein einziger Bauer hat von mir öfter einen Hirtenbrief zum Selbstlesen verlangt. — Das Äußerliche wird gern zur Hauptsache gemacht, z. B. bei den Sakramentalien (je mehr Weihwasser, desto größer die Hilfe; die Eier zu Ostern müssen aufgeschlagen sein, sonst kann der Segen nicht hinein). — Selbst den Gnadenzustand, das Gewissen wollte man äußerlich messen. In Ettal war ein achtzehn Pfund schweres, aus Alabaster gemeißeltes Marienbild, das Kaiser Ludwig der Bayer dem Stift geschenkt hatte. Die Figur wurde von den Leuten gehoben, und es hieß, sie sei mehr oder minder schwer zu heben gewesen, je nachdem das Gewissen dessen, der es versuchte, mit Sünden belastet war. Wer eine Todsünde auf sich hatte, konnte sie gar nicht heben. Zu Ösede bei Osnabrück war ebenfalls ein Marienbild, das jede reine Jungfrau tragen konnte, das aber zentnerschwer wurde, wenn eine Unkeusche es berührte. Eine ähnliche Probe konnte man früher auf dem Bogenberg in Niederbayern mit einem hölzernen Fuß machen (Richard Andree, Votive und Weihegaben [Braunschweig 1904] S. 107).

Weil man die äußerlichen Pflichten so ziemlich erfüllt, meint man: bei mir fehlt nichts. Eine veräußerlichte Religiosität ist unwirksam gegen unsittliche Neigungen.

Darum muß man auf Verinnerlichung dringen und man kann dabei leicht an Äußeres anknüpfen, was man beim Städter oft nicht kann. Von allen religiösen Gebräuchen und Übungen muß man den innern Sinn, den religiösen Gehalt erklären und wieder erklären. Denken und Wollen des Menschen sollen ja umgestaltet werden, indem er in sich Einkehr hält und sich läutert. „Das Reich Gottes ist in euch" (Luk. 17, 21).

Weil des Bauern religiöses Leben meist nur die Form des sinnenfälligen Ausdruckes kennt, sagt man gern: Seine Frömmigkeit ist nichts als Äußerlichkeit, Heuchelei. Wer möchte aber dem Bauern im allgemeinen die Innerlichkeit absprechen?

Das Äußerliche, das er treibt, kommt doch aus dem Innern. Der feste Glaube ist etwas Inneres, und das Vertrauen, die Geduld in einem schlechten Jahr, die Ergebung auf dem Krankenlager, die Andacht bei Wallfahrten usw. — alles das quillt aus der Seele. — Ein Bauer hat bei einer reichen Ernte gesagt: „Man sollte, wenn man durch die gesegneten Felder geht, den Hut nicht mehr aufsetzen aus Dankbarkeit gegen Gott" (erzählt Christoph v. Schmid). — Einer wurde gefragt, was das Frauenkloster dort auf dem Hügel für einen Nutzen bringe; er sagte: „Ich für meinen Teil bekomme täglich, sooft ich es ansehe, Reu' und Leid über die Sünden meiner Jugend" (erzählt P. Beda Weber). — Eine alte Bäuerin hat mir gesagt, sie habe immer, wenn sie allein auf die Flur ging, den Rosenkranz gebetet und habe die Entfernungen der Grundstücke am Gebete messen können; zur Weiherwiese habe sie immer den Rosenkranz fertig gebracht. Es gehört doch ein gut Stück innerer Frömmigkeit dazu, das zu leisten. — Ein Gegenstück zu den schon angeführten St. Florians-Versen stammt aus Rinn in Tirol (1702): „Heiliger Ritter Florian — Nimm um unser Haus und Hof dich an, — Lösch das Feuer der Sünde, — Daß es nit thuet

brinnen, — Daß wir dem ewigen Tod entrinnen." — Ein alter Bauer hat seinem Sohn gesagt: „Es kommt nie so schön, als man hofft, und es wird etwas nie so schwer, als man es fürchtet, und es kommt alles anders, als man es glaubt; aber es geschieht alles so, wie es am besten ist für den, dem es wohl oder wehe tut; verlaß den oben nicht, er wird dich auch nicht verlassen" (erzählt Klug in seinem Sonntagsbuch). Kann man das Leben innerlicher nehmen? — Man beachte auch das Verhältnis zu den armen Seelen (Das Dorf entlang S. 216), zum heiligen Schutzengel usw. — Noch ein letztes Beispiel aus alter Zeit vom Gottvertrauen des Armen, das ein Spruch schildert: Der Arme stirbt dahin, ohne daß ihm ein Kind die Augen zudrückt und seine Leiche besorgen wird. Barfuß und barhäuptig wird er in die Erde gehen, und doch weiß er, daß er, wie der Reichste und Mächtigste, gleichfalls Gottes ist. In diesem Sinn tröstet sich der Bettler, daß auch ihm Hut und Schuh, wie man sie dem Toten zur Bestattung einst mitgab, im Grabe nicht mangeln: „Der Himmel ist mein Hut, die Erde ist mein Schuh" (Rochholz). — Es wird halt überall innerliche Menschen geben und solche, die alles, auch die Frömmigkeit, rein äußerlich nehmen.

b) Die Beschränktheit, die aus der beruflichen Grundlage der bäuerlichen Religiosität kommt, führt leicht zur **Diesseitigkeit.** Man erwartet vor allem von der Frömmigkeit als Lohn irdisches Wohlergehen, Glück im Stall und auf dem Feld, im Sinn der alttestamentlichen Verheißungen.

Diese Diesseitigkeit geht nicht so weit, daß sie das Jenseits leugnet, wie das beim modernen Menschen der Fall ist. Sie verträgt sich mit dem Jenseitsglauben. So wünscht man sich Glück: „G'sundheit, a lang's Lebn und 's Himmelreich danebn." So harrt man im Unglück mit Geduld aus und hofft auf ein besseres Leben.

Da ist der Ewigkeitsgedanke zu betonen: „Suchet zuerst das Reich Gottes" usw. (Matth. 6, 33). Die kleinliche, engherzige Selbstsucht, die nur Zeitliches erstrebt, ist zu bekämpfen, das Gefühl der Heilsbedürftigkeit zu erwecken.

c) Die Gebundenheit an die überlieferte Form macht die Frömmigkeit leicht **gewohnheitsmäßig.** Diese Gefahr ist bei jedem Christen vorhanden — quotidiana vilescunt —, beim Bauern mag sie besonders groß sein.

Da muß man immer wieder die rechte Absicht lebendig machen und durch fromme Achtsamkeit und Sammlung die Gedankenlosigkeit bekämpfen.

* * *

Man könnte da der Meinung sein: die volkstümliche Religiosität ist ohnedies im Schwinden. Vieles ist verloren gegangen nach innen und nach außen. Der religiöse Volksgeist ist kälter, lauer geworden, das äußere religiöse Leben dürftiger, leichter, weltlicher. Also lasse man den Rest sich noch verflüchtigen, ja man helfe dazu mit und lege dann einen neuen Grund, der in der rein geistigen Erfassung der Religion, im innerlichen, persönlich erlebten Christentum besteht. Man verkünde die reine dogmatische Lehre, das klare göttliche Sittengesetz, spende die Gnadenmittel und kümmere sich nicht weiter darum, was das Volk bisher in seiner Weise aus der Religion gemacht hat.

Darauf ist zu sagen: Man kann die Entwicklung nicht gewaltsam unterbrechen. Man kann auch nicht in die Luft bauen. Das Gute in der volkstümlichen Religiosität entspringt einem gesunden Lebensbedürfnis, das sich allerdings zu bewußteren Formen weiterbildet. Man soll jedem Menschen seine eigene Art lassen. Immer wird im Volke der religiöse Gedanke, mehr wie bei den „Gebildeten", eine feste äußere Form suchen; immer wird des Bauern Frömmigkeit durch seine Arbeit, durch seine Ohnmacht den Naturgewalten gegenüber sich eigenartig gestalten; immer wird die größere Geschlossenheit der Bauernfamilie auch im religiösen Sinne ihre guten Wirkungen haben. So wird von der volkstümlichen Religiosität vieles Kernhafte bleiben und unvergänglich sein. Und wie man heute im gesellschaftlichen

Leben manches Alte zurückersehnt, wie man im religiösen Leben manches Alte wieder erwecken will (Mystik, Verständnis der Liturgie, Mysterienspiele), so wird man auch der volkstümlichen Religiosität mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man gewahr wird, wie die alten Formen zwar leicht verschwinden, der religiöse Geist aber deswegen nicht lebendiger wird.

Man bekämpfe die wirklichen Mängel der Volksreligiosität. Im übrigen lasse man dem Volk seine eigenartige Frömmigkeit, die aus seinem Wesen kommt. — Dagegen hat gefehlt die Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Sie hat alles Volkstümliche in der Religion als Götzendienst und Aberglauben hingestellt und bekämpft und abzuschaffen gesucht: die vielen Feiertage, die Darstellung der Glaubensgeheimnisse, die Prozessionen, Wallfahrten, Bruderschaften, die Heiligenverehrung, die religiösen Volksschauspiele, die Feldkreuze und Waldkapellen. — Dagegen fehlt mancher Übereifrige, der am Volk zu viel erziehen, zu viel herumdoktern will. Mancher will seine Anschauungen, seine Meinungen, seine Frömmigkeit dem Volk aufzwingen, statt das Gute, das im Volk nach seiner Anlage und seinen Lebensbedingungen liegt, zu fördern und von Mängeln zu reinigen. Wie vieles Gute und Schöne hätte sich erhalten lassen, wenn sich die Seelsorge in Katechese und Predigt und im persönlichen Verkehr darum gekümmert hätte!

III. Die Fragen des bäuerlichen Glaubenslebens.

1. Welches ist der beherrschende Gedanke, die treibende Kraft im Bauernleben?

Bevor wir uns an das Glaubensleben selber machen, noch diese grundlegende Frage, die wichtig ist für Glauben und Sittlichkeit, die ich ja im Folgenden nicht säuberlich scheiden will.

Der Mensch wird getrieben von einer innern Kraft. Er hat einen geistig-sittlichen Mittelpunkt, eine beherrschende Zielrichtung,

eine „Liebe". Diese seelische Grundkraft treibt ihn, wie das Gewicht, die Feder die Uhr treibt. „Wie das Gestirn ohne Hast, aber ohne Rast, drehe sich jeder um die eigene Last" (Goethe). Wir sind aber keine Fixsterne; wir müssen uns drehen um Gott. Die treibende Kraft sollte die Gottesliebe sein. Sie ist es bei den Heiligen. Wie ist es bei uns? Da reißt leicht ein anderer Trieb, ja eine Leidenschaft die Führung an sich. Der geistig Geweckte wird sich sagen: ich will aus meinem Leben etwas Höheres machen; der irdisch Gesinnte: ich will reich werden, genießen; der Arbeiter lebt in den Gedanken des Klassenkampfes, der Bestrebungen seiner Partei. Und der Bauer? Ihn füllt aus: Besitz, Arbeit und Familie. Das ist sein Nährboden für Gedanken und Willensentschlüsse. Woran erkennt man das? Da gibt es schon einen rein äußerlichen Anhaltspunkt: wovon reden die Leute am meisten? Das wird die treibende Kraft sein.

Besitz, Arbeit, Familie — die drei gehören zusammen. Der Bauer will den Besitz nicht für sich allein, des Wohllebens wegen; er will ihn nicht, um nicht mehr arbeiten zu müssen; er braucht ihn, um darauf arbeiten zu können, und er will seine Arbeit recht machen; er braucht ihn zur Erhaltung der Familie. Wenn er nach Geld heiratet, tut er es nicht, um von dem Geld seiner Frau leben zu können, wie mancher feine Herr, sondern des Hofes wegen.

Der bäuerliche Besitz ist von besonderer Art:

Als Grundbesitz. Der Bauer fußt fester als jeder andere auf der Erde; darum tritt das irdische Streben bei ihm stark hervor; es hat auch wenig Gegengewicht in andern Interessen.

Als Familienbesitz. Eigentlich hat auf dem Land nur die Familie eine natürliche Grundlage, die ein unveräußerliches Besitztum hat, durch das sie erhalten wird, das in der Familie bleibt, vererbt wird. Darum ist dem rechten Bauern sein Besitz eine Herzensangelegenheit. Er denkt weniger an sich als an sein Geschlecht, an den Stamm, dem er verpflichtet ist. Anders

ist das Verhältnis zum Besitz beim amerikanischen Farmer: sein Besitz soll ihm vor allem Geld eintragen, sonst nichts. Findet er anderwärts ein besseres Auskommen, so geht er leichten Herzens von seinem bisherigen Anwesen. Kein sittliches Band, kein angestammtes Gefühl, keine Erinnerungen an die Vorfahren knüpfen ihn an sein Gut. — Für die Nüchternheit und Gemütlosigkeit des heutigen Menschen ist es bezeichnend, daß man (nicht bloß Sozialisten, auch Ed. v. Keyserling spricht sich so aus) verlangt, daß diese Anhänglichkeit an Grund und Boden, diese Schollenkleberei verschwinde; ähnlich wünscht Treitschke, daß das Verwandtschaftsgefühl als etwas Niedrigstehendes, Veraltetes aussterbe. Der Mensch soll frei sich seine Freunde wählen!

Man könnte meinen, der Bauer sei mit dem festgestellten Grundtrieb besser daran als viele andere Leute. Denn wenn man die im Wirtshaus, auf der Eisenbahn, auf der Straße reden hört — es sind auch meist nur greifbare, grobsinnliche Dinge, Essen, Trinken, wie alles teuer und das Geld so knapp ist, Steuern: diese Dinge beschäftigen sie. Beim Bauern nun ist es nicht persönliche Selbstsucht, die ihn umtreibt, sondern Familiensinn, der viel höher steht. — Das Richtige wird sein: es ist eben diese Familienselbstsucht die einzige Form, in der der Eigennutz auf dem Lande sich in starkem Maße auswirken kann, weil da nicht jeder für sich gesondert lebt, besitzt und genießt, sondern immer nur in häuslicher Gemeinschaft. — In „Uli, der Knecht" von J. Gotthelf gibt der Bodenbauer seinen bisherigen Knecht, den Uli, frei, damit er selbständig werden kann. Die Bäuerin, sonst eine gute Frau, aber noch ganz im Familieneigennutz befangen, kann das nicht begreifen: wie man so gegen den eigenen Hof freveln kann, wie man den weitum besten Knecht ohne Not ziehen lassen kann, ja selber noch dazu helfen kann! Ihr Mann steht sittlich höher; die anvertraute Menschenseele und ihr Schicksal gilt ihm mehr als sein Nutzen und des Hofes Vorteil; Menschenwert geht ihm vor Sachwert. — Im Gegensatz dazu, so wird erzählt, hatte ein

oldenburgischer Bauer ein Stück Land mit Unrecht an sich gebracht und, gerichtlich belangt, einen Meineid geschworen. Als er zum Sterben kam, schlug ihm das Gewissen. Er bekannte seinem Sohn den Meineid und bat ihn, sofort nach seinem Tod das Stück Land zurückzugeben, sonst könne er nicht ruhig sterben. Da sprach der Sohn: „Aber, Vater, das ist ja unsere beste Wiese; die können wir gar nicht entbehren.“ Der sterbende Vater antwortete: „Das ist auch wahr, mein Sohn; du bist ein braver Junge; dann laß mich nur in der Hölle braten“ (Das Dorf entlang S. 378). — Eine nicht übel erfundene Geschichte, wird man sagen; was soll sie beweisen? Beweisen kann sie nichts; aber veranschaulichen, beleuchten. Gerade in solchen Kleinigkeiten zeigt sich das Innere des Menschen.

2. Woraus zieht der Bauer seine religiös-sittliche Kraft?

Er braucht viel Glaubenskraft, viel sittlichen Starkmut, da von ihm viel verlangt wird: an Arbeit, an Ertragung von Leid, von Mißgeschick in der Familie und in der Wirtschaft. Die religiös-sittliche Kraft kam ihm — wir wollen von der Vergangenheit reden — zu

a) **aus dem Gottesglauben.** „Bei denen war die Gottesfurcht nicht Bedienter hinten auf dem Wagen, sondern Herrschaft und Kutscher zugleich“ (Claudius). Religiös empfinden heißt alles auf Gott beziehen. *Der Gottesgedanke beherrschte das Leben.* Gott lenkt alles, „nichts geschieht von ungefähr, von Gottes Hand kommt alles her“. So dachten die Heiligen, so dachte und redete auch das Volk — wenn auch nicht alles und jedes, was hier folgt, in jeder Gegend üblich war.

Es sprach vom „*lieben Gott*“, ein Ausdruck, den ich, trotz Jungmann (Theorie der geistlichen Beredsamkeit II, 3. Auflage, S. 246), nicht missen möchte. — Gott schickte die Witterung, Glück und Unglück; alles war „*Gottes Schickung*“, nichts Zufall; das Unglück war eine „*Heimsuchung Gottes*“, mehr zur Strafe, wie ein „*Gottesurteil*“. — Man ging nicht aus der

Stube, man kehrte nicht zurück, ohne Weihwasser zu nehmen: „Im Namen Gottes, des Vaters" usw. — „In Gottes Namen" ging man an die Arbeit; so, wenn man in der Frühe vom Hofe wegfuhr auf den Acker: „Hüh, in Gottes Namen"; ebenso beim Säen: „In Gottes Namen", „Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit". — Die Begrüßungen waren neben dem viel gebrauchten „Gelobt sei Jesus Christus": „Grüß Gott", „Gott willkommen"; mit „Behüt' Gott" verabschiedete man sich; beim Niesen sagte man: „Helf' Gott." — „Gott Lob und Dank" war die Antwort auf die Frage: „Wie geht's?" „Gut, Gott Lob und Dank." Jetzt sagt man statt dessen gern: „Dank der Nachfrag', gut."

„Wie Gott will", sagte man im Leiden; „wenn es Gottes Wille ist", bei Plänen und Zukunftsabsichten; „das walte Gott", wenn man ein schwieriges Werk ausführen wollte; „alles mit Gott", „mit Gottes Hilfe", so, hoffte man, werde gelingen, was man vorhatte (darin lag ein gut Stück Gnadenlehre); redete man von einem möglicherweise bevorstehenden Unglück, so schaltete man ein: „Was Gott verhüten wolle!" Wer kennt nicht ältere Leute, die jedes Mißgeschick mit den Worten überwinden: „Wer weiß, wozu es gut ist?", „Gott wird wissen, warum!"

Mit „Vergelt's Gott" nahm der Bettler die Wohltat entgegen, nachdem er das „Vaterunser" gebetet hatte; mit „Segn's Gott" gab man Almosen; die fromme Gabe nannte man „Gottespfennig"; man sammelte sie im „Gotteskasten"; „Segn's Gott" sagte auch der Wirt, der dem Gast den Trunk hinstellte; „Vergelt's Gott" sagten in manchen Gegenden die Dienstboten beim Löffelabwischen nach dem Essen im „Herrgottswinkel". Was wuchs, war „Gottesgabe", besonders das „liebe Brot".

Beim Beschauen fremden Viehes sagte man „Behüt's Gott" (da war auch Aberglaube dabei). — Eine Taufe wurde angesagt mit den Worten: „Gott hat die Welt gesegnet und mir

einen Sohn beschert". Darum sprach man vom „Kindersegen", der jetzt zur Last geworden ist. — Alte Leute sagten, wenn sie vom Sterben sprachen: „Wenn nur Gott bald einkehren wollte"; sagte man eine Leiche an: „Gott ist bei uns eingekehrt". War im Eichsfeld in einer Familie ein Todesfall eingetreten, so kamen die Verwandten und sagten: „Es tut uns leid, daß ihr betrübt seid"; die Hinterbliebenen antworteten: „Es ist Gottes Wille gewesen". — Redete man von Verstorbenen, so setzte man bei: „Gott hab' ihn selig", „Tröst ihn Gott", „Unser Vater selig".

Man hörte Kernsprüche: „Der alte Gott lebt noch", „Was Gott tut, das ist wohlgetan", „An Gottes Segen ist alles gelegen", „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher", „Gott läßt seiner nicht spotten" (Gal. 6, 7). — Man fand fromme Sprüche angebracht an Häusern, Feldkreuzen, Grabdenkmälern, auf Kästen und Truhen, und man sah überall Darstellungen der göttlichen Personen, des gekreuzigten Heilandes und der himmlischen Patrone im Hause und draußen.

Viele Blumennamen erinnerten an Gott, die heiligste Jungfrau: das Dreifaltigkeitsblümchen (viola tricolor), die Passionsblume (passiflora coerulea), die Himmelfahrtsblume (carlina acaulis), die Christwurz (helleborus niger), Unser Lieben Frauen Bettstroh (galium verum), die Mariendistel (silybum marianum), das Marienblümchen (bellis perennis), der Liebfrauenschuh (gentiana cruciata) usw.

Viele Sagen, Legenden und Geschichten, die sich an Burgen, Felsen, Grundstücke anknüpften, erzählten von guten und schlimmen Menschen, von der belohnenden und strafenden Gerechtigkeit Gottes, von geschehenen Wundern.

So war das ganze Leben vom Gottesgedanken erfüllt. Auf Schritt und Tritt begegnete man Gott. Dagegen ist es ein Zeichen aller rein weltlichen Kultur, daß sie das Denken und Reden der Menschen von Gott ablenkt auf rein Irdisches,

Nebensächliches hin. — Vielleicht wird man denken: All diese frommen Redensarten wurden bloß gewohnheitsmäßig, gedankenlos gebraucht. Ja, aber daß sie Gewohnheit werden konnten, dazu brauchte es doch viel lebendigen Glauben. Christlicher Unterricht und Predigt war dazu da, das Gewohnheitsmäßige bewußter zu machen, auf religiöse Achtsamkeit und Innerlichkeit zu dringen. — Alban Stolz war an einem Karfreitag in der Grabkirche zu Jerusalem. „Während ich in der Kirche tief gerührt durch das Andenken an Christus war und einige Franziskaner scheinbar ruhig und trocken dastanden, kam mir der Gedanke, ob dieser Ernst des Lebens, wie er bei ihnen zu finden ist, indem sie ein fortwährendes Opfer bringen durch Entsagung und religiöse Arbeit, Gott nicht unendlich besser gefallen müsse als meine schönen Gedanken, die mich nichts kosten, sondern mir selbst noch ein Genuß sind. Bei diesen Mönchen geht die Religion in das feste Holz und in den Stamm über, bei mir aber in Blätter und Blüten ohne weitere Frucht" (Besuch bei Sem, Cham und Japhet [1857] S. 266).

b) **Aus der Sitte, dem Herkommen** schöpfte das Volk seine religiös-sittliche Kraft. Das religiöse Leben war und ist, wie gezeigt, nicht Sache des einzelnen, sondern der Familie, der Gemeinde. Davon wird noch öfter die Rede sein.

3. Welches ist der religiöse Bestand auf dem Lande?

Eine Vorfrage: Wie ist der Glaube des Bauern (des typischen, früheren)? Glauben ist für ihn eine Notwendigkeit, eine Lebensbedingung: „Man muß glauben." Er hat reinen Autoritätsglauben, Glauben aufs Wort, was man auf ungläubiger Seite gern einen Köhlerglauben nennt. Der Ausdruck stammt nach Otto Willmann (Die Wissenschaft vom Gesichtspunkt der katholischen Wahrheit, 2. Aufl. 1921, S. 50) aus einer Legende des 15. Jahrhunderts: Die kindliche Einfalt eines Köhlers reizte den Teufel, ihn auf seinem Sterbelager zu versuchen. Er trat, als Bischof angetan, zu ihm und fragte ihn,

was er glaube. Die Antwort war: „Was die Kirche glaubt.“ Auf die weitere Frage: „Was glaubt denn die Kirche?“ erfolgte: „Was ich glaube!“ Dieser Bescheid entwaffnete den bösen Feind. — Der Köhler glaubte, was ihm sein Vertrauen zur Kirche eingab, wenn ihm auch der Inhalt des Glaubens nur unbestimmt vorschwebte.

Während der Gebildete sich auf dem Wege wissenschaftlicher eigener Kenntnisse an die Kirche anschließt oder ihrer Lehre treu bleibt, während er sich gedankenmäßig vom Dasein eines persönlichen Gottes, einer unsterblichen Seele, der Willensfreiheit usw. zu überzeugen vermag, während er den Ursprung der Kirche und ihre Geschichte und ihre Kämpfe kennt (oder kennen könnte), nimmt das Volk die Wahrheit an auf die Glaubwürdigkeit des elterlichen Hauses hin, des Priesters, der Kirche. Es kann nicht „beweisen“, nicht Einwände widerlegen; wie ein Kind glaubt es und will feste Glaubenssätze, Sicherheit und Gewißheit, ja oder nein, keinen Wandel im Glauben. Alles soll bleiben, wie es war. Die Wahrheit ist mit einem Mal gegeben. Das Volk will auch Wunder sehen und kann sich nicht genugtun im Glauben. Gottes Macht muß wirksam sein; „bei Gott ist kein Ding unmöglich“ (Luk. 1, 37). Früher ging ein Fluch gleich in Erfüllung, überall sah man den Finger Gottes. „Jetzt rührt sich nichts mehr.“ — Gnadenerweisungen Gottes sind ihm schon Wunder. Der Raum an einer Wallfahrtskirche, in dem Votivtafeln und Weihegeschenke aufbewahrt wurden, hieß die Mirakelkammer.

Woher der Unglaube auf dem Lande? Die meisten Schwierigkeiten macht wohl die Vorsehung, weil Gottes Wege nicht die unsrigen sind. — Eigentliche Zweifel sind (oder waren) im allgemeinen selten. Sie und der Unglaube (meist nur praktisch) haben in der Regel einen sittlichen Hintergrund: weil einer schlecht ist und Schlechtes tut, wird ihm der Glaube unbequem. „Das Licht ist in die Welt gekommen, aber die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht“ (Joh. 3, 19). Darum gilt beim Volke der, der angeblich nichts glaubt, als ein schlechter

Mensch: „Der ist ein Eiskalter"; „der glaubt weder an Gott noch an den Teufel." Oft wirkt schlimm die Nähe einer Großstadt; oft ist auch ein Zerwürfnis mit dem Geistlichen aus irgend einem Grunde, der vielleicht mit dem Glauben gar nichts zu tun hat, schuld, daß man sich von Religion und Kirche fernhält. — Ein Ehepaar ging nicht mehr zur Kirche, beichtete auch nicht, weil es „ohne Grund" einmal zur Schulsitzung vorgeladen wurde. — Einer ging nicht mehr in die Kirche, weil ihm sein Kirchenplatz wegen Aufstellung einer größeren Orgel verlegt wurde — es war bei ihm bloßer Eigensinn. — Es fehlt aber oft nicht bloß im Herzen, auch im Kopfe. Als ein Advokat sich erschoß, sagte ein Bauer: „Wenn einer, der studiert hat und alles (!) weiß, das tut, so muß es doch keinen Gott geben."

a) **Die religiösen Kenntnisse.**

Es gibt ein Buch von dem protestantischen Pfarrer Friedrich Erdmann August Heydenreich, „Über den Charakter des Landmanns in religiöser Hinsicht" (Leipzig 1800, 554 Seiten). Er will seine Arbeit gründlich machen, geht nach allgemeinen Bemerkungen über die Religiosität des Bauern die einzelnen Glaubenslehren durch und merkt überall an, was das Volk denkt und wie es sich alles auslegt; ebenso macht er es bei den Geboten Gottes und bringt die Übertretungen, wie sie dem Land eigentümlich sind. Dann bespricht er die einzelnen religiösen Übungen und Sakramente. Er kann das alles nur ganz unvollständig und obenhin leisten; er kann das wenigste aus dem Volksmund und Volksleben belegen, so daß schließlich nicht allzuviel herauskommt. — Ich könnte es für unser Volk auch nicht leisten, obwohl ich seit Jahren Stoff sammle.

Welcher Art ist die Gottesvorstellung des Bauern? Fest steht ihm das Dasein Gottes. Er erkennt ihn aus der Natur, aus der vergeltenden Gerechtigkeit, aus der Notwendigkeit einer Ordnung. Wie der Gott eines Menschen ist, so ist sein Glaube. Was hatten die Pharisäer für eine armselige, enge, kleinliche Vorstellung von Gott! Welcher Art sie im allgemeinen ist,

hängt stark ab von der Tätigkeit und Wirtschaftsweise des Menschen. Der Gott der Hirten ist ein anderer als der der Ackerbauern; der Gott der Händler ein anderer als der der Bergleute. Der Gott der Börsianer, wenn sie an einen glauben, soll ein seltsames Schicksals- und geheimnisvolles Machtwesen sein, von vielem Aberglauben verzerrt. Und der Gott der Bauern?

Er ist nicht bloß Wettergott, sondern Himmelskönig, Regent über Himmel und Erde. Bei andauernder schlechter Witterung hörte man: „Es ist, als ob Gott das Regiment aus der Hand gegeben hätte"; im Kriege: „Gott läßt die Großen zu viel Herr sein", „Wie kann er zuschauen?" Gott ist der Himmelvater, der Versorger, Erhalter alles Bestehenden. Man wollte von ihm weniger Befriedigung dunkler Herzensbedürfnisse als vielmehr die Spendung irdischen Segens. Früher herrschte starker Vorsehungsglaube. Das Wachsen und Gedeihen in der Natur galt als Beweis für die Güte Gottes. Von ihm kamen Regen und Sonnenschein und Fruchtbarkeit; er belohnte und bestrafte als gerechter Gott. (Vielfach mischte sich eine andere Anschauung ein: das Gute ist von Gott, das Schlechte vom Teufel, von Hexen, oder es ist Strafe.) In der Vermenschlichung Gottes, die auch die Sprache der Heiligen Schrift und die allgemeine, natürliche Vorstellungsweise von Gott ist, ging der Bauer wohl viel zu weit. Ich vermeide es, hier Belege zu bringen, da sie leicht der Mißdeutung ausgesetzt sind.

Auf eine Art Schicksals-, Vorherbestimmungsglauben deuten die Redensarten hin: „Was kann man da machen?" „Es war ihm halt aufgesetzt" (= vorherbestimmt, angeboren). „Niemand kommt seinem Schicksal aus" (das hört man auch, wenn einer mit freiem Willen sich sein „Schicksal" selbst bestimmt hat). „Es hat so sein sollen." „Es ist halt seine Zeit aus gewesen" (bei Unglücksfällen, auch bei selbstverschuldeten). „Kannst nix machen!" „Wer an den Galgen gehört, ertrinkt nicht." „Wer zum Schubkarren bestimmt ist, kommt zu keinem Landauer." — Vieles

wird ganz gedankenlos gesprochen; aber man merkt auch viel Gleichgültigkeit, z. B. bei ansteckenden Krankheiten (beim Vieh ist man vorsichtiger), wirkliche Abwälzung der Verantwortung und der Schuld auf Gott. — Es ist das aber wohl weniger eigentlicher Fatalismus (Glaube an ein Naturverhängnis, an ein Schicksal, das über Gott steht) als vielmehr der unklare Ausdruck für die menschliche Hilflosigkeit und für die Ergebung in Gottes Willen: Gott ist der Herr, ihm sind wir unterworfen; er legt uns nicht mehr auf, als wir tragen können; was Gott tut, ist wohlgetan; man muß zufrieden sein.

Die Gottesvorstellung des Volkes ist *zu reinigen und zu heben.* Es soll Gott, sein Wirken, seine Güte, Gerechtigkeit usw. in seinem Leben sehen; es soll Gott erleben und seine eigenen Erlebnisse religiös deuten. Die Arbeit soll ihm Gottesdienst werden — das wird wohl für die meisten die höchste Form der Gotteserkenntnis sein, die sie erreichen können. Die zeitlichen Güter sollen sie als Gottesgabe, für die sie verantwortlich sind, hinnehmen, im Schicksal eine Fügung Gottes sehen. Freilich sollte auch die Größe des christlichen Gottesbegriffes dem Volk etwas aufgehen; dann wird es nicht der Ansicht sein, in Gott sei eine unendliche Leere und Langweile, und im Himmel werde es recht fade sein. — Das Lesen der Bücher von Alban Stolz und ein gutes Gebetbuch könnten da gut wirken. —

Wie steht der Bauer zu Christus? Alles christliche Wesen kann nur in einer Frömmigkeit zum Ausdruck kommen, die die Person Christi zum Mittelpunkt hat. „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen" (Apg. 4, 12). Viel Andacht findet man zum Leiden Christi, zu den fünf heiligen Wunden, zum kostbaren Blut, zum verlassenen, auch zum eucharistischen Heiland. Gebetbücher wie die von P. Cochem werden da früher segensreich gewirkt haben. In den Häusern, in jeder Stube, draußen auf der Flur, überall findet man das Bild, die Figur des gekreuzigten Heilandes. — Hat der Bauer sonst ein *persönliches*

Verhältnis zum Heiland? Sieht er in ihm seinen Erlöser aus Seelennot, seinen besten Freund? Woher sollte das kommen? Einen Freund gewinnt man durch Verkehr, durch Kennen- und Liebgewinnenlernen. Liest der Bauer im Evangelium? Wer Christo im Leben nahe kam, ging gebessert, beglückt von ihm, wenn er guten Willen hatte. Das wird auch der Fall sein, wenn wir uns ihm nahen durch Lesen im Evangelium. Das „Immer muß ich wieder lesen in dem alten heiligen Buch, wie der Herr so treu gewesen, ohne Arg und ohne Trug" (L. Hensel) möchte ich gern auch auf dem Lande hören. Ich dringe darauf, daß in den Familien, in denen Schulkinder sind, diese im Winter alle Abend einen Abschnitt aus dem Neuen Testament laut vorlesen. Ich erzähle auch gern die Volksgeschichte von Tolstoi: „Wo Liebe ist, da ist Gott", in der der alte Schuster Martin durch das Lesen im Evangelium ein anderer Mensch wird. Auf diese Erzählung hin hat eine Magd ein Evangelium verlangt zum Besitzen und Lesen.

Dostojewskij schreibt in seinem Tagebuch: „Man sagt, das russische Volk kenne kaum die Evangelien und wisse nichts von den Grundlehren seines Glaubens. Das stimmt; aber den Heiland kennt es und trägt ihn seit jeher in seinem Herzen. Das unterliegt keinem Zweifel. Wie ist aber eine richtige Vorstellung vom Heiland ohne die Glaubenslehre möglich? Das ist eine andere Frage. Doch die Erkenntnis Christi mit dem Herzen und eine richtige Vorstellung von ihm sind durchaus vorhanden. Sie werden von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und sind mit den Menschenherzen eins geworden. Vielleicht ist Christus die einzige Liebe des russischen Volkes, und es liebt die Gestalt Christi auf seine eigene Art, d. h. bis zur Qual." — Unser Volk braucht nicht bloß eine Erkenntnis Christi mehr mit dem Herzen und durch die heilige Eucharistie; verhelfen wir ihm auch zu einer mit Geist und Herzen durch Bekanntwerden mit den heiligen Evangelien, dann wird auch die Gottesvorstellung besser werden.

Welches Verständnis hat der Bauer für das übernatürliche Leben, für die Notwendigkeit und Wirksamkeit der Gnade? Wo man soviel auf das Äußerliche gibt — und das kann man alles selbst erfüllen, meint man; man kann beten, in die Kirche gehen, wallfahrten, man braucht nur zu wollen; wo man keinen rechten Begriff hat von der innern Natur der Sünde; wo man soviel vom Gleichmachen redet (tue ich das Meine, muß Gott auch das Seine tun) —, da wird es wohl schwer halten, es an tieferem Verständnis, an innerer Wertschätzung, an eifriger Mitwirkung mit der Gnade nicht mangeln zu lassen. Gottes Segen, ja, den braucht man; aber seine Gnade? — Wie steht es mit dem Empfang der heiligen Sakramente? Mit welcher Anteilnahme wird gebeichtet, kommuniziert? Wer getraut sich, darüber sich zu äußern — ist da überhaupt auf dem Lande etwas Eigenartiges festzustellen? Wie ist es mit den Sakramentalien? Sie werden wohl stark überschätzt, soweit man von ihnen zu viel Irdisches, zu viel (unfehlbare) Wirkung aus ihren eigenen Kräften erhofft; überhaupt wird ihre Wirkungsweise gründlich verkannt. Doch darf man auch nicht allzu schwarz sehen. Ein Herr traf am Karsamstag einen meiner Bauern auf der Flur und wollte mit ihm gehen. Da sagte der: er müsse allein gehen; er wolle eben die geweihten Palmen ausstecken, und da müsse man dabei beten.

Welche Ansicht hat der Bauer vom Leiden? Er sucht in allem Geschehen einen sittlichen Zusammenhang. Wo ein Übel zu Tage tritt, sucht er nach einem Verschulden, sieht er darin eine Strafe, wie die Jünger bei Johannes 9. Kapitel wegen des Blindgeborenen fragen: „Wer hat gesündigt, er oder seine Eltern?" Das Leiden ist ihm Strafe. Daß es auch zur Prüfung, Läuterung diene, sieht er nicht ein. „Wozu braucht der Gerechte" — und das ist man selber — „zu leiden?" Die Heilige Schrift (Spr. 11, 31) dagegen sagt: „Wenn der Gerechte auf Erden leidet, um wieviel mehr der Gottlose und Sünder." — Im Unglück fragt man: „Womit habe ich das verdient?"

„Warum gerade ich?" — Eine Mutter, deren Sohn im Kriege gefallen war, sagte: „Sagen Sie mir, bin ich wirklich die allergrößte Sünderin?" — Durch das falsche post hoc, ergo propter hoc werden die Leute zur Ansicht verführt: Was nach der Begehung einer Tat, was nach der Unterlassung eines Brauches oder einer Verpflichtung an Schaden sich zeigt, das ist eine Strafe für das Vorangegangene.

Diese Auffassung vom Leiden als Strafe kommt vom Vergeltungsgedanken: Gutes tun und Lohn empfangen gehören zusammen, wie Böses tun und Strafe (= Unglück) erhalten. Kommt es anders, so steht man vor einem Rätsel. Die Mutter, deren Tochter gestorben war, sagte: „Wenn mer a Kind su weit hoat und se kinnen selber woas verdiena, dernoa missen se weg. Ne, ne, 's gieht ne immer geracht zu in dar Welt. Ich hoe duch su gebatet, su siehre gebatet hoe ich im dos Madel. Aber unserenen derhört dar liebe Gott ne. Drüben dar Bömichbauer, dar hot och an kranken Jungen gehoat; su krank wie dar war! Dar Dukter sogte, ar wirde den Summer niche darleben. Heut läuft ar rim wie ener. Und dar Bömichbauer is duch su a schlachter Racker; a Viech- und Menschenschinder is dar; dos sogt a jeds. Dan hot er nu darhiert und uns ne. Ne, ne, ich koan duch manchmol ne verstiehn, wos dar liebe Gott fürhot" (W. v. Polenz im „Pfarrer von Breitendorf" S. 20).

Das Volk sieht nicht bloß in dem heutigen menschlichen Elend eine Folge der Sünde; es weiß auch die einzelnen Härten des Lebens als Straffolge von besondern Vergehen zu erklären: daß die Kinder nicht mehr von Geburt an gehen können (weil eine Mutter eine freche Antwort gab); daß das Getreide nur eine Ähre hat (wegen Mißbrauch; früher war der ganze Halm von unten auf mit Ähren besetzt); daß die Leute nicht mehr wissen, wie lange sie leben (weil einer nur auf seine Lebenszeit vorsorgen wollte); daß beim Butterauslassen die Menge weniger wird (weil eine Frau aus Geiz die Unwahrheit sagte) usw.

„Die guten Leute meinten, wenn Gott strafen wolle, so müsse er hageln lassen oder Häuser anzünden oder Vieh oder Menschen mit Krankheiten schlagen oder sonst etwas Absonderliches, Schreckliches machen. Sie meinten, Gott könne nur äußerlich strafen, namentlich im Geld. Wieviel er auch innerlich straft, wie schwer er die Seele züchtigt, das wird ihnen nicht offenbar" (Jer. Gotthelf). — Auch was Schickung und was Zulassung Gottes ist, wird der Bauer schwer auseinanderhalten können. Wie ist man aber auch früher mit dem Volk umgegangen! „Als 1836 die Cholera Deutschland bedrohte und dann wirklich auftrat, wurde in einem deutschen Staat durch einen Ministerialbefehl den Pfarrern und Seelsorgern aufgetragen, sie sollten vor allem das Volk vor dem Aberglauben bewahren, als wäre die Cholera eine Strafe Gottes; denn dieser Aberglaube könne wie jeder andere nur verderblich wirken. Sie sollten das Volk über die Natur dieser Krankheit und ihre Ansteckung belehren und es vor aller Furcht und Bangigkeit bewahren. Die Pfarrer hatten schwere Arbeit; denn als eine Belohnung Gottes konnte doch niemand dieses Übel ansehen, und das Volk war nun einmal so, daß es an eine Weltregierung Gottes und an göttliche Belohnungen und Strafen (und Prüfungen — setze ich hinzu) glaubte" (Joh. Clericus: „Schildereien aus altfränkischen Häusern" [Mainz 1854] — Joh. Clericus ist Deckname für Magnus Jocham).

Das schöne Wort „Heimsuchung", welches das Volk hat, kann dazu dienen, ein besseres Verständnis und ergebeneres Ertragen von Leiden anzubahnen. Das Leiden trifft Gute und Böse, Heilige und Sünder; Christus hat für uns gelitten. Es ist notwendig zur Vervollkommnung. „Gottes Wille kennt kein Warum!"

Wie steht es mit dem Aberglauben? Es gibt Sammlungen von abergläubischen Meinungen und Gebräuchen. Für die Seelsorge nützen sie nicht viel. Wir sollen wissen: Was ist an Aberglaube bei unsern Pfarrkindern lebendig? Geschwunden

ist wohl der krasse Aberglaube, Schatzgräberei, Hexerei in grober Form; lebendig ist noch vielfach das Wegbeten von Krankheiten und andere abergläubische Gebete (im Kriege: Himmelsbriefe, Kettenbriefe — sie sind aber bald wieder außer Gebrauch gekommen), abergläubische Heilungen von Krankheiten (sehr schwierig ist das Kapitel von der Sympathie), der Glaube ans Verschreien, Verhexen, an Vorbedeutungen, an Traumdeutung, Wahrsagerei.

Wir sollen wissen: Was denkt das Volk bei diesen Dingen? Es hat nicht unsere Gedanken, nicht unsere Anschauungsweise. Wir kennen meist nur die Handlungen, die Äußerungen des Aberglaubens; die Vorstellungen und Beweggründe kennen wir nicht. Das Volk verbirgt sie noch mehr als die Handlungen selber. „Sein tut was", sagt das Volk. Aber es macht keinen Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben. Wo Gebete vorkommen, heilige Namen, wo Glaube gefordert wird, da findet man nichts Schlimmes, auch bei bedenklichen Dingen nicht. Meist ist die Meinung: „Wenn's nichts hilft, so schadet es auch nichts." Unrechte Hilfe will man gerade nicht. „Die früheren Geistlichen", kann man hören, „haben mehr gekonnt, d. h. bei Gott ausgerichtet, besonders die Klostergeistlichen." Oft aber hat das Volk auch das Bewußtsein, Unrechtes zu tun, z. B. bei der Zukunftserforschung.

Der seelische *Ursprung des Aberglaubens* ist: der Mangel an Erkenntnis der Macht und Güte Gottes, der Mangel an Erkenntnis des natürlichen Zusammenhangs im Geschehen der Natur, die Vermischung von Natürlichem und Übernatürlichem, der Mangel an Gottvertrauen und an eigener Anstrengung, das Widerstreben gegen den göttlichen Willen, die Leidenschen, Selbstsucht und Rachsucht.

Der *bäuerliche Aberglaube unterscheidet sich vom großstädtischen.* Der erstere hat eine religiöse Wurzel, ist überliefert, ein Rest des Heidentums und einer großenteils überwundenen geistigen Entwicklungsstufe, auf der man alles in der

Natur beseelte und vermenschlichte, überall geheimnisvolle Kräfte sah. — Der städtische Aberglaube ist losgelöst von jeder Verbindung mit der Natur, von jeder Überlieferung. Er schwört auf geheimnisvolle Kräfte und Wirkungen, wie der nächstbeste Heide und ist darum viel unnatürlicher und krankhafter.

Wie ist der Aberglaube zu bekämpfen? Nicht durch Spott und Hohn — ein mir bekannter Pfarrer hat abergläubische Meinungen und Gebräuche in seiner Pfarrei gesammelt und dann von der Kanzel herab Stück für Stück lächerlich gemacht —, sondern nur dadurch, daß man ihm den Boden in den Seelen wegnimmt und zu einer besseren Gesinnung erzieht: zu einer reineren Gottesvorstellung, zu einem lebendigen Glauben an die göttliche Vorsehung und weise Weltregierung, zu rechtem Gebrauch der Sakramentalien. Man kann wohl die Torheit des Aberglaubens zeigen, aber ohne Spott, z. B.: Welche Vorstellung von Gott hat der Abergläubische, der ans Verschreien, Verhexen glaubt?

b) **Das religiöse Vertrauen.**

Man kennt dasselbe schon rein äußerlich an den Votivtafeln der Wallfahrtsorte, an den Meinungen der heiligen Messen, an den Lieblingsheiligen (Kirchenpatron) und Lieblingsandachten. In der Not wird, soweit sich das für die Allgemeinheit sagen läßt, angerufen: die heiligste Dreifaltigkeit, das kostbare Blut, die schmerzhafte Mutter Gottes, die vierzehn Nothelfer, der Heilige einer Bruderschaft; bei Viehschäden der hl. Wendelin, der hl. Leonhard.

Jeder Heilige hatte einst sein Fach, in dem er helfen konnte; der eine war stark für dieses, der andere für was anderes. Ein Tiroler sagte: „Sowenig sich der Kaiser ums Zahnreißen kümmert, sowenig fragt die heiligste Dreifaltigkeit und die Absamer Mutter Gottes nach dem Vieh, das ist dem hl. Leonhard übertragen." Die Tage mancher Heiligen waren einst Marksteine im Jahr als Zinstage und sonstige wichtige wirtschaftliche Zeitpunkte. Das hatte auch Einfluß auf das Vertrauen, das

man zu den Heiligen hatte. Es wurde unter andern viel verehrt die hl. Walburg (1. Mai). Ihr Tag war von Bedeutung für die Weidebewirtschaftung. Sie trug drei Ähren als Zeichen des dreifachen Gelübdes. So war auch der Tag der hl. Margaret (20. Juli) für den gutsuntertänigen Bauern wichtig: starb der Pächter vor diesem Tag, so gehörte die kommende Ernte dem Grundherrn, der nur die Kosten der Bestellung dem Rechtsnachfolger des Pächters zu ersetzen hatte; starb er nach dem Margaretentage, so vererbte er die Früchte der Grundstücke auf seine Erben.

Vieles in der Heiligenverehrung ist nach Gegenden, vieles nach den Persönlichkeiten verschieden: durch die Nähe eines Wallfahrtsortes, durch ein benütztes Gebetbuch. Auch die häusliche Überlieferung spielt da eine Rolle.

c) **Die praktischen religiösen Übungen, vor allem die Gebete.** Was betet eine Mutter mit den kleinen Kindern? Das wird auch immer dürftiger, armseliger, wie man an den Kindern sieht, die in die Schule treten.

Welche Familiengebete sind im Brauch? Das muß man wissen. In einer Bauernfamilie werden nach dem Mittagessen drei Vaterunser gebetet — „für" sagen sie — zu Ehren des hl. Florian (Feuersgefahr), Sebastian (Krankheit, Pest) und Leonhard (Vieh). Wird das den Leuten erklärt? „Das könnten sie selber wissen." Freilich, aber die Jungen werden sich nicht viel darum kümmern, nur gedankenlos das Gebet abtun, wenn sie nicht eigens aufmerksam gemacht werden.

Wer betet bei den täglichen, gemeinsamen Gebeten vor? Durch die Kinder kann man vielleicht erreichen, daß die Gebete richtig und deutlich gesprochen werden.

Was wird bei besondern Anlässen gebetet, z. B. bei einem Gewitter getan? Wie wichtig es ist, die Gebete, die bei den Gläubigen üblich sind, zu kennen, beweist folgende Erfahrung. Bei Joh. Einsiedel („Angenehmer und nützlicher Zeitvertreib" II [1870] S. 42) fand ich ein Gebet in Versen („Ich hör' ein

Glöcklein läuten" usw.), das in Böhmen auf dem Felde gesprochen wurde, wenn man werktags zur heiligen Messe läuten hörte. Der Betende schickt seinen heiligen Engel statt seiner in die Kirche, damit er für ihn anbete und mitopfere und ihm den Segen Gottes mitbringe. — Ein schöner, frommer Brauch, den man in Katechese und Predigt empfehlen soll! — Aber größer als meine Freude über den Fund war meine Überraschung: Unter meinen Pfarrkindern ist ein ähnliches, viel ausführlicheres Gebet bekannt und bei den Älteren in Übung. („Geh, heiliger Schutzengel mein, für mich in die Kirch' hinein, knie dich an meinen Ort" usw.) Nun war meine seelsorgerliche Aufgabe eine viel einfachere: ich brauchte nur gelegentlich das schon Bekannte und Geübte in seinem Wert zu erklären, es innerlich zu beleben und die Jugend für seine Weiterführung zu gewinnen. Zu diesem Zweck ließ ich es auf die Osterbeichtzettel drucken. — Wie beschämend war es aber für mich, aus der Ferne herbeizuholen, was meine Pfarrkinder ja selbst hatten, von dem ich nur nichts wußte! So geht es, wenn man das Volk nicht kennt.

Können die Gläubigen die wichtigsten Gebete, die täglichen Gebete, Glaube, Hoffnung, Liebe, Reue? Besonders wichtig wäre ein gutes Abendgebet mit: „Ich muß sterben und weiß nicht wann" usw. und einem Gebet um einen guten Tod („Heilige Barbara, du edle Braut" usw.) Zu bedauern ist, daß das Tischgebet des Katechismus („Himmlischer Vater, benedeie und segne uns und alle Speise und Trank" usw.) so schwer auszusprechen ist und darum meist arg verhudelt wird.

Wie steht es mit den Gebetbüchern? den Kindergebetbüchern? Alles lernt man stufenmäßig, auch das Beten. Wenn die Kinder schon ein Gebetbuch in die Hand bekommen, das eigentlich für Erwachsene bestimmt ist, so ist das dasselbe, wie wenn der Bub des Vaters Hose anzieht. Die Not der Zeit hat leider die Kindergebetbücher stark verdrängt. — Im Standesgebetbuch findet jeder das, was er für sein Leben braucht; nicht lauter Allge-

meines, was er erst auf sich anwenden müßte, sondern die Aussprache seiner Seele. — Gotthelf erzählt in „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", wie das einzige Kind der jungen Lehrersleute schwer krank wird. Die Frau mahnt den Gatten, zu beten. Da nimmt er ein Gebetbuch und liest andächtig ein Krankengebet. „Ach, nicht so", sagt sie, „das hilft ja nichts, darin heißt es ja gar nichts von unserem Kind; bet von ihm, und daß es uns Gott lasse." Er sucht ein anderes Gebet und liest noch andächtiger. „Ach, das hilft ja auch nichts, bet doch aus dir selbst, aber von unserem Kind." Und da kniet sie sich hin und beginnt zu beten: „Ach, Vater im Himmel, laß uns das Kind, nimm es nicht wieder, dein soll es sein. . . . Wir wollen keinen Kummer mehr haben. . . ." — So sollte jedes (Kind, Jüngling, Jungfrau, Bauer, Bäuerin) aus sich heraus beten, aus seiner Lebenslage, aus seinen Nöten — das wäre das richtige Gebet; dazu hilft das Standesgebetbuch.

Ich sagte einst zu einem alten, kranken Bauern, der meist allein für sich dalag und wenig Pflege hatte, auch nicht mehr lesen konnte: „Wird Euch halt die Zeit recht lang werden." — Die Antwort war: „Könnt ich nicht sagen. Wissen Sie, ich bet' alle Tag die Gebete, die ich auswendig kann, und da vergeht mir hübsch viel Zeit." Welch großer Behelf war das für den Mann, verschiedene Gebete wörtlich auswendig zu können!

Und die andern religiösen Übungen? A. Franz („Die kirchlichen Benediktionen des Mittelalters" I [Freiburg 1909] S. 42) sagt vom frühen Mittelalter, daß damals das Volk seine Kraft nicht vornehmlich aus der Kenntnis und Betrachtung der Lehren des Christentums ziehen konnte; sein religiöses Leben mußte seine Nahrung holen aus der religiösen Übung: aus dem Anhören der heiligen Messe, dem Empfang der Sakramente, aus den Sakramentalien. — Das wird zum guten Teil heute noch so sein, obwohl es jetzt viel leichter ist, sich in der Religion gut zu unterrichten. Darum noch die Frage:

4. Woher stammt der religiöse Bestand, der Besitz an Glaube und Sittlichkeit?

Aus dem Familienleben, aus der häuslichen Überlieferung und Übung. Da wird auch alles dürftiger. Die bäuerlichen Eltern müßten ungemein gute religiöse Kenntnisse haben; denn durch ihre Kinder hören sie die religiösen Wahrheiten immer wieder in der knappen, genauen Form des Katechismus und die biblischen Ereignisse immer wieder durch die Biblische Geschichte, und jetzt haben sie auch das Verständnis — und doch!

Aus der Katechese und dem Schulunterricht. Beide standen früher nicht auf der Höhe, sind aber besser geworden, wenigstens der Form nach, wissenschaftlicher, psychologischer. Die praktische Anleitung zu einem religiösen Leben wird um so notwendiger, je mehr das Haus zu versagen anfängt.

Aus der Predigt und aus Volksmissionen. Wird heute besser gepredigt als früher? Weiß ich nicht. Im Zweifel bin ich darüber, ob nicht die alten Pfarrer ihre Leute besser verstanden und behandelt haben, auch von ihnen besser verstanden wurden. Der Niederbayer Joseph Schlicht erzählt von einem Bauern, der alle Jahr im Advent ein Engelamt bestellte, und zwar an einem bestimmten Tage, wenn der nicht gerade auf einen Sonntag fiel. Einmal nun hatte er sich mit dem Pfarrer zerschlagen, und keine zehn Rosse hätten ihn in den Pfarrhof gebracht, um sein Amt zu bestellen. Wie staunte er, als er am betreffenden Sonntag sein Amt wie sonst verkünden hörte. Nach dem Pfarrgottesdienst lief er voll Freude in den Pfarrhof: „Ach, Herr Pfarrer, habn's mei' Amt doch net vergessn" und von Zorn und Feindschaft war keine Rede mehr! — Da wäre manches zu sagen von geistlichem Bureaukratismus und Paschawesen.

Die alten Leute sagen oft: „Unser Pfarrer, unser Lehrer hat gesagt" — dann kommt ein Sinnspruch, ein Gleichnis, eine kleine Geschichte. Was sich um einen solchen festen Kern an-

setzte, das blieb im Gedächtnis haften, das andere nicht. — Was merken sich die Leute aus den Predigten? Nicht das, was uns Geistlichen am wichtigsten erscheint. Ich sammle mir aus dem Mund der Leute und aus Büchern, was ich darüber finde, z. B.: „Ein Pater hat gepredigt: wenn man am Sonntag dengelt, so ist das dem Teufel sein Zapfenstreich." „Ein Pfarrer hat in einer Grabrede gesagt: Nicht um den muß einem sein, der gestorben ist; sondern um die, die zurückbleiben." „Ein Pfarrer hat gesagt: Wenn man recht in Not ist, soll man das Donnerstagsgebet verrichten." „Ein Pfarrer hat gesagt: Sündige keck; aber kriech zuvor in einen geheizten Backofen und schau, wie du das aushalten kannst" (nach Christoph v. Schmid). — Oft merken sich die Leute Nichtigkeiten, Binsenwahrheiten und führen sie ihr Leben lang an: „Ein Pfarrer hat gesagt: Was nicht geht, das geht nicht." „Ein Pfarrer hat gesagt: Was sein muß, muß sein! Und wirklich ist's so."

Aus der Lesung von Erbauungsschriften: Leben und Leiden Christi, Goffine, Legende. Man kannte die Heilige Geschichte und das Leben der Heiligen einst besser — jetzt ist dieses Lesen vielfach außer Gebrauch gekommen. Doch bemüht man sich, bei Gelegenheit von Hochzeiten usw. derartige Hausbücher als Geschenke wieder in die Familien zu bringen. Den Katechismus inne zu haben, war früher bei den Besseren Ehrensache; der „alte Canisi" besaß eine große Autorität im Bauernhaus. Gute Sonntagsblätter ersetzen in etwas die Lesung der früheren frommen Bücher.

Aus dem persönlichen Erlebnis. Unglücks- und Todesfälle, allerlei Heimsuchungen und Prüfungen leisten religiös-sittliche Bildungsarbeit von hohem Wert. Der Ernst des Lebens tritt auf dem Lande in mancherlei Gestalt dem Menschen viel näher als in der Stadt, wo man mehr von Menschen, weniger unmittelbar von Gott und von wechselnden Einflüssen der Natur abhängt; wo man nicht so von gemeinsamen Unfällen betroffen wird wie in der Landwirtschaft, die Familie und Arbeit ver-

einigt und den Mißerfolg der Arbeit für alle spürbar macht; wo man die Kranken oft gleich ins Krankenhaus schafft, die Toten schnell aus dem Hause bringt und wo man eine Menge von Einrichtungen hat, den Widrigkeiten des Lebens zu begegnen. Religiöse Antriebe hat man, wenn man Augen und Herz dafür offen hält, auf dem Lande auch bei der Arbeit. Die Heiligung der Natur durch Feldkreuze, Marterln, Kapellen soll auch das Heil der Seele fördern.

Wir müssen alles tun, die Quellen des Glaubens- und Tugendlebens, der religiösen Belehrung und Erbauung zu stärken! Besonders hat die Predigt jetzt viel mehr zu leisten, da sie für Erwachsene oft das einzige ist, was sie aufrüttelt.

5. Die Umwandlung im Glaubensleben.

Bisher war meist vom typischen Bauern der Vorzeit die Rede. Es mag ihn noch in abgelegenen Gebirgstälern geben. Sonst ist der Bauer heute anders. Hier soll die Umwandlung in Bezug auf Glauben und Religion (die Sittlichkeit folgt später) zur Sprache kommen, und zwar vor allem im Innern des Bauern.

a) **Früher herrschte fester, unerschütterlicher Glaube.** Überall im Leben sah man Gottes Wirken. Das wurde anders. Statt übernatürlicher Einflüsse, statt geheimnisvoller Kräfte fand man in der „Schöpfung" (so sagte man einst, jetzt „Natur") immer mehr ein gesetzmäßiges Geschehen. Wie in der Maschine ein Rad das andere treibt, so bringen die Kräfte der Natur — die man von sogenannter wissenschaftlicher Seite als „unveränderlich" hinstellt und in Gegensatz zu Gott bringt — gute Ernte und Mißernte. Wind und Wetter, die Bodenbeschaffenheit, der Dünger, die Pflanzenschädlinge und -krankheiten verursachen reiches Wachstum oder kümmerlichen Stand der Feldfrüchte. Es geht alles mit rechten Dingen zu, sagt man jetzt; wer wird heute noch an das ständige, wunderbare Eingreifen Gottes, an die Wundergeschichten glauben!

Einst hat man (Ad. Kuhn: Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen II 265) erzählt: „Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei Äcker, aber nicht Dünger genug, um beide damit zu düngen; darum düngte er nur den einen, wie es sich gehörte, pflügte und besäte aber beide, und wie er damit fertig war, sagte er zum gedüngten Acker: ‚Du hast nun meinen Segen.‘ Zu dem ungedüngten sprach er: ‚Da muß Gottes Segen zum Gedeihen verhelfen.‘ Als es nun zur Ernte kam, da trugen beide Äcker reichliche Früchte; aber der, der nicht gedüngt war, trug noch weit mehr als der andere; denn Gottes Segen ist noch besser als der menschliche Segen." — Heute in der Zeit des Kunstdüngers und der landwirtschaftlichen Schulen würde niemand mehr für diese Auffassung Verständnis haben — und doch braucht gerade die Kunstdüngerwirtschaft das gute Wetter ganz besonders.

b) **Früher war eben mehr Gottvertrauen,** mehr Gottergebenheit im Volke. Die Abhängigkeit des Bauern von den natürlichen Einflüssen, seine Ohnmacht gegenüber den Schäden und Widrigkeiten der Natur war so groß, daß sie bei den einen Stumpfsinn und Gleichgültigkeit, bei andern eine Geduld hervorrief, die auch das Schwerste auf sich nahm. Man hatte Abneigung gegen die Arzneiwissenschaft, gegen das Impfen, gegen den Blitzableiter, gegen wirtschaftliche Neuerungen und Versicherungen. Gott schickt die Krankheiten und Unfälle des Lebens; der Mensch darf sich dagegen nicht wehren, so meinte man. Damals war die Zeit des Duldens, Sichfügens in den göttlichen Willen. „Hagel und Brand hat Gott in der Hand." Man sah darin eine Auflehnung gegen Gottes Willen und Regiment, wenn man sich hätte dagegen schützen wollen. Ein alter Bauer, gefragt, warum er keinen Blitzableiter auf dem Hause habe, antwortete: „Ich hab' ihn wieder heruntergemacht. Entweder muß man recht glauben oder gar nicht. Will Gott, daß es bei mir einschlägt, so ist es, mir zu zeigen, wie vergänglich das Irdische ist und daß ich mein Herz nicht daran hängen soll. Sooft ich den Blitzableiter angesehen hab', ist mir immer der

Gedanke gekommen, als mache er sich über Gott lustig. Es ist mir gewesen, als ob ich unserem Herrgott ein Gäbeli tät machen (mit den Zeigefingern quer übereinander streichen, um einen andern zu verspotten) und ihm tät sagen: Schau, jetzt kannst du mir nicht dreinschlagen." — So wollte man Gott alles überlassen und selber nichts tun.

Mit der Zeit erwachte auch im Bauernstand größere Selbständigkeit gegenüber den Nöten des Lebens; sie führte zu immer größerer Selbsthilfe durch Versicherungen aller Art (Kranken-, Unfall-, Alters-, Feuer-, Hagel-, Lebens- und Viehversicherung), durch Vorbeugungs-, Hilfs- und Schutzeinrichtungen (ärztliche Hilfe, Blitzableiter usw.). Dadurch machte sich der Mensch unabhängiger gegen die Unfälle des Lebens. Die staatliche Sozial- und Wohlfahrtspolitik spielte sich als irdische Vorsehung auf. Man sah jetzt statt Gott in allen Dingen die Natur mit ihren Kräften, die man immer mehr zu beherrschen und zu lenken lernte. So schwand die alte Naturgrundlage des religiösen Glaubens, der Mensch trat in den Vordergrund.

Jetzt weiß man, daß es dem Willen Gottes entspricht, wenn die Menschen nach Kräften durch Vorsichtsmaßregeln und durch brüderliches Zusammenhelfen gegen bedrohliche Naturmächte sich schützen und unterstützen. Der Mensch ist bis zu einem gewissen Grade zum Herrn über die Natur gesetzt. Diese Herrschaft hat sich immer mehr ausgebreitet. Dabei kann mancher übersehen, daß die Abhängigkeit von Gott in den wichtigsten Dingen (Leben, Gesundheit, Wetter, Arbeitserfolg) bleibt, daß noch immer an Gottes Segen alles gelegen ist und man sich nicht gegen alles versichern kann. — „Mir kann unser Herrgott nicht an; wenn ein oder zwei Jahre nichts wächst, ich halt' es aus; wenn mein Hof niederbrennt, bau' ich ihn größer und schöner wieder auf", hat ein reicher Bauer frevelhafter- und dummerweise gesagt. Gott konnte ihm doch an. Als er vom Markt heimfuhr, scheuten die Pferde. Er sprang ab und verletzte sich so, daß er nach einigen Wochen eine Leiche war. —

Bölsche, berauscht von den Erfolgen der Naturwissenschaft, hat gemeint: „Der Blitzableiter hat das Kreuz besiegt; er ist stärker als das Kreuz.“ Das ist die alte Täuschung. Aber man kann wohl vergessen, daß hinter der Natur Gott steht, von dem man immer abhängig ist. So fühlt sich auch der Bauer heute nicht mehr so wie früher göttlichen Einflüssen und Kräften gegenüber, die er mit Gebet und gutem Wandel sich günstig machen kann, die er mit Geduld ertragen muß, wenn sie zu seiner Prüfung ihm Schlimmes auferlegen; er meint vielfach, alles hänge von seiner Einsicht, von seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit, vom Zusammenschluß der Standesgenossen ab. „Selbst ist der Mann.“ Das alte Gottvertrauen und die frühere Gottergebenheit mußten dadurch Schaden leiden.

Noch einiges aus dem Leben. Ein Universitätsstudent, der in den Ferien mit den Bauern vom Wetter, vom Hageln, von Bittprozessionen redete, sagte zu ihnen: „Was soll euer Beten helfen? Das sind Naturgesetze, die gehen ihren Gang, ob ihr betet oder nicht. Wunder geschehen nicht mehr.“ — Wenn wir um günstiges Wetter, gesegnete Ernte, Genesung beten, so wenden wir uns in der Regel nicht an die Wundermacht Gottes, sondern an seine liebreiche Vorsehung, die unser Gebet schon vor Grundlegung der Welt erkannt und berücksichtigt hat. — Welche Verwirrung da in den Köpfen entsteht, zeigt das Folgende: „Als ein starkes Hagelwetter die Felder arg zugerichtet hatte, fragte ich einen jungen Mann, ob er gegen Hagel versichert sei. ‚Nu freilich‘, war die Antwort, ‚dos muß ma.‘ — ‚Das ist aber noch nicht lange her, denn vor 10—15 Jahren versicherten sich hier nur wenig Bauern, und vor 25 Jahren tat es kaum einer.‘ — ‚Das ist richtig. Früher sagten sie: Man muß beten, man muß beten; aber das Beten macht es nicht. Ich will ja das Beten nicht verachten, aber das Beten macht es nicht, das Versichern macht es. Wie kann denn unser Herrgott das Wetter machen, wie wir gerade wollen! Wir sind ja so ein kleiner Stern gegen die andern; da kann er doch nicht auf uns allein Rücksicht

nehmen. Das sind halt Naturereignisse, die nehmen ihren Lauf; da ändert das Beten nichts. Da hat einmal im Wallfahrtsort Wartha der Blitz unter die Wallfahrer eingeschlagen, wie sie gerade beteten. Wenn man so etwas hört, dann kriegt man seine eigenen Gedanken.' — Ich erstaunte über die Weltanschauung dieses Bauern, der übrigens ein gläubiger Katholik war, und es wurde mir klar, daß das Zeitalter der Naturwissenschaft auch auf die Bauern seine Strahlen geworfen habe" („Beiträge zur Volkskunde", Festschrift für Karl Weinhold [Breslau 1896], S. 163). — Der junge Bauer kennt das Gebet nur als Bittgebet, als Betteln. Er weiß nicht, daß es heißt: „Kein Sperling fällt auf die Erde ohne euern Vater" (Matth. 10, 29). Dem christlichgläubigen Bauern kommt das Wetter immer noch vom Walten Gottes trotz aller Naturwissenschaft. Bei allen Widerwärtigkeiten hat er immer noch leben können; nicht einer blinden Naturmacht beugt er sich, sondern dem allmächtigen Gott, der in der Schöpfung wirkt und der Gehör und Herz hat für die Nöten und Leiden der Geschöpfe.

c) Der Bauer vom alten Schlag hatte **Ehrfurcht vor der Autorität,** Achtung vor dem Worte Gottes. Wenn auch die Leidenschaft und das Laster sich immer aufgebäumt haben gegen Mahnung, Zurechtweisung und Tadel, so waren doch früher bei dem einfacheren, abgeschlosseneren Leben, bei der Macht der öffentlichen Meinung auf dem Lande, die für Glauben und Sittlichkeit war, die Herzen empfänglicher und williger für das Wirken einer geistlichen Obrigkeit, die auf religiöse und sittliche Ordnung drang.

Jetzt ist das ganze Leben leichter und leichtfertiger geworden, manches schlimme Beispiel von außen findet Nachahmung. Freiheitsdrang, Zweifel und Nörgelei sind eingedrungen, Verhetzung und eine glaubenslose oder glaubensfeindliche Presse machen sich bemerkbar. Der Geistliche hat nicht mehr von vornherein die frühere Macht und das Ansehen als Stellvertreter Gottes. Man schaut jetzt mehr auf die Persönlichkeit des Vorgesetzten, ob sie

seine Lehre und Ermahnung bekräftigt oder nicht. Man achtet weniger seine Eigenschaft als Vorgesetzter. — In einer Grabrede bei Beerdigung einer Bäuerin wurden die Pflichten einer christlichen Bauersfrau hervorgehoben, die sie hat als Wirtschafterin, Hausfrau und Mutter. In letzterer Hinsicht wurde ungefähr gesagt: „Eine christliche Bauersfrau fürchtet sich nicht vor den Kindern. Sie denkt nicht: wenn ich nur ein oder zwei Kinder hätte, könnte ich mir ein schöneres, bequemeres Leben machen. Sie denkt: wie das Leben mir zugekommen ist als ein Gnadengeschenk von oben, so will ich es auch an alle die Kinder weitergeben, die Gott mir geben will." — Da hat auf dem Heimweg ein 18jähriges Bauernmädel gesagt: „Der hat leicht reden; der hat keine Kinder." Eine andere wollte ihr das verweisen mit den Worten: „Er hat ja auch ein Kind von Verwandten angenommen und zieht es auf." Darauf sagte die erstere: „Hat er fünf oder sechs Kinder angenommen?"

Nun, man muß sagen: es hat heute die Ehrfurcht vor allem und jedem, worauf man früher etwas gehalten hat, nachgelassen; aber waren nicht auch — ich wiederhole die Frage — früher die Geistlichen anders, mehr Volksmänner, besonders da, wo sie selbst Landwirtschaft betrieben, nicht so sehr Obrigkeitspersonen? Blieben sie nicht länger auf einem Platz, kannten sie ihre Leute nicht besser? War nicht auf diese Weise ihre Tätigkeit auch zu einem guten Teil von ihrer Persönlichkeit getragen?

Die Umwandlung im äußern religiösen Leben leitet über zum nächsten Hauptpunkt (Sittlichkeit des Bauern), weil die praktische Religionsübung viel Moral in sich schließt und auch Brauch und Herkommen war; der einzelne konnte sich nicht leicht dagegen auflehnen, wenn er nicht das Erbe der Väter preisgeben wollte.

In das früher abgeschlossene Dorf und sein eigentümliches, überkommenes Leben ist nun ein neuer Geist eingezogen. Man hat fremdes, das städtische Leben kennen gelernt und mit dem

verglichen, das man bisher geführt hat. Der Schein hat geblendet. Man hat gemeint, das Alte, Hergebrachte sei geringer zu achten gegenüber dem Neuen, die alte Gebundenheit der Sitte sei aufzugeben gegenüber der vielgepriesenen Freiheit. — Zuerst gaben die religiöse Sitte diejenigen auf, die nicht die Besten waren. Die andern machten es ihnen allmählich mehr oder minder nach. So erschlafften die alten Bande; alle festen Formen begannen sich zu verwischen; jetzt galt der einzelne mehr als die Gesamtheit, das Neue mehr als das Alte, das Freie mehr als das Gebundene. Das führte zu großen Verlusten auf religiösem Gebiet, da die Einzelpersönlichkeit, was religiöse Erkenntnis und Willensrichtung betraf, innerlich nicht gefestigt war.

Hat sich auch in der äußern Religionsübung das Wichtigste erhalten — weil das Volk im Kern religiös geblieben ist —, so sehen wir doch überall eine Lockerung des Alten, eine Umwandlung des Hergebrachten, ein Schwinden schöner Bräuche — mit einem Wort eine immer größer werdende Verweltlichung des Lebens.

a) Die **religiösen Hausbräuche** haben sich manchenorts schon auf das durchaus Notwendige beschränkt. Es wird später, wo vom Familienleben zu reden ist, das deutlicher werden. Ist das Rosenkranzgebet nicht schon in den meisten Bauernhäusern verstummt? Auch die Fastenzeit entbehrt des Gebetsgeistes. Wenn christliche Hausbücher vorhanden sind, werden sie auch gelesen?

Bezeichnend ist die Verschiedenheit des Haussegens (eines religiösen Spruches, der meist auf einem Bilde angebracht war) von einst und jetzt. Ein alter Haussegen lautet:

Jesus, mein Trost, Hilf', Freud' und Zier,
Mein Haus und Herz steht offen dir.
Ach, komm mit deinem Segen ein,
So werd' ich reich und selig sein.
Gib mit dem Wort das täglich' Brot
Und g'sunden Leib an diesem Ort,
Friedfertigkeit, Gottseligkeit,
So hab' ich g'nug in Ewigkeit.

Unter eurem Schutz steht dieses Haus, Jesus, Maria, Joseph!
Glückselig, die oft sprechen aus: Jesus, Maria, Joseph!
Behütet unser Haus vor Pest und Brunst, Jesus, Maria, Joseph!
Vor Zauberei, Unheil und Mißgunst, Jesus, Maria, Joseph!
Gebt über uns den Segen allen, Jesus, Maria, Joseph!
Nach diesem Leben uns den ew'gen Frieden! Jesus, Maria, Joseph!

Jetzt trifft man häufig in Bauernhäusern ein Bild: oben sind zwei Engel dargestellt, die einen Blumenkranz tragen, in dem die Worte stehen:

Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Segen,
Wo Segen, da Gott,
Wo Gott, keine Not!

Woher stammt das Bild? Ein betriebsamer Kaffeefabrikant hat es den „Kaffeepackln" beigegeben und so unserem Volke zu einem christlichen Haussegen verholfen — christlich? Nein — der Spruch paßt für Heiden, Juden und Christen.

b) Im **religiösen Kirchenbrauch**, in der Sonn- und Festtagsfeier usw. fand das Volk früher ungleich mehr innere Erhebung als heute. Damals kamen die Leute wenig in der Welt herum, einfach war die Erholung und der Lebensgenuß. Die Kirche mit ihren Feierlichkeiten war auf dem Lande der Inbegriff alles höheren, alles geistigen Lebens, meist die einzige, wenigstens die hervorragendste Stätte geistiger Anregung; durch Zier- und Bilderschmuck, durch Musik und Gesang und durch die erhebende Feier der heiligen Geheimnisse erfaßte sie das Gemüt des Volkes. — Jetzt gibt es auf dem Lande vielerlei Anregung, freilich nur wenig edle, aber vermehrte Vergnügungsmöglichkeit, besonders in der Nähe von Städten; die Empfänglichkeit für das, was die Kirche zu bieten vermag, ist dadurch gewiß nicht größer geworden.

Verschwunden sind die Darstellungen aus der Heiligen Geschichte nach dem Kirchenjahr, von denen schon die Rede war, von Weihnachten bis Pfingsten; verschwunden die Beinhäuser

und Totentänze. Früher war die Erfüllung der Sonntagspflicht eine strengere. Die Kinder mußten von der Predigt erzählen, daheim das Sonntagsevangelium vorlesen. Bis zum 18. Jahre bestand in Bayern und anderswo die Christenlehrpflicht. Auch die Nachmittagsandacht sah mehr Andächtige wie heute. Die höchsten Feiertage waren ausgezeichnet durch regen Empfang der heiligen Sakramente. Zur Sonntagsarbeit verstand man sich nur in Fällen wirklicher Notwendigkeit, jetzt wird sie immer mehr Mode: „Daheim ist daheim." Wie leicht ist die letzte Verminderung der Feiertage hingenommen worden! Bittgänge und Wallfahrten gehen immer mehr ein. Die Burschen und Männer bleiben zuerst weg; sie scheuen das öffentliche Bekenntnis des Glaubens mehr als die andern. Von Oberhaching in Oberbayern wird berichtet: „Der Sage nach soll es hier bei sieben hintereinander folgenden trockenen Jahrgängen überhaupt keine Getreideernte gegeben haben. Sieben Jahre lang sollen die Drischeln unbenützt an der Stadelwand gehangen haben. Da beschlossen die ledigen Mannspersonen der Pfarrei O., alljährlich am Pfingstdienstag einen Kreuzgang nach Hofolding zu machen. Dieser Kreuzgang, den ich Anfang der achtziger Jahre noch mitmachte, war sehr beliebt. Aber im Lauf der Jahre verlor er immer mehr von seiner früheren Bedeutung. Anfangs bröckelten die Unterhachinger ab; dann wurde das Fähnlein der Oberhachinger und Taufkirchener ebenfalls von Jahr zu Jahr kleiner. Mit dem Jahr 1905 hatte das Wallfahren der ‚ledigen Mannsbilder' des Hachinger Tals sein Ende gefunden." „Auch die Leonhardifahrten nach Siegertsbrunn im Monat Juli sind abgekommen" (August Koch, Kulturbilder aus dem Hachingertal, München 1911).

Geht es nicht denselben Gang mit den Weihungen und Segnungen der Kirche, die man einst in den verschiedenen Nöten des Lebens gläubig und vertrauensvoll begehrt und empfangen hat? Man meint, man könne jetzt selber mit allem fertig werden. — Im Jahre 1750 richtete die Maul- und Klauenseuche

in Schwaben großen Schaden an. Ein Bericht aus damaliger Zeit sagt: man habe Abhilfe gesucht durch Exorzismen, Messelesen und auch durch abergläubische Mittel. Die Seuche hat auch in den letzten Jahren in manchen Gegenden stark gewütet. Hat man da zu religiösen Dingen seine Zuflucht genommen? So wandelt sich die Zeit, so wandeln sich die Menschen!

c) **Religiöse Bräuche heiligten einst die Bauernarbeit** auf dem Felde und im Stalle. Die Natur seufzt, wie der Apostel sagt (Röm. 8, 19—23), nach Erlösung. Sie wird ihr zuteil durch Weihung und Segnung. Um Saat und Ernte dreht sich die Arbeit des Landmanns. Darum geschah sie früher nach Gebet. In Schlesien sprach man bei Beginn der Pflug- und Säearbeit: „Ich ergreife Pflug und Samen, um zu bauen dieses Land. Du treuer Gott, ach streue aus Gnade du deinen Segen mir herab, damit meine Arbeit wohlgelinge und das Feld mir hundertfältige Frucht bringe. Das walte Gott." — Unter Gebet und mit Weihwasser wurden meist die ersten drei Würfe beim Säen kreuzweise in den drei höchsten Namen getan. — Manchenorts ging man vor dem ersten Pflügen in die Kirche. — Am Rhein zog der Bauer nach dem Säen seinen Hut: „Mi Gott, ich han et menge (das Meinige) gedon, du nu och et denge (das Deinige)." War die Säearbeit getan, so sprach man auch: „Wir hören auf, Gott muß anfangen." — Beim Beginn der Ernte kniete sich in Schwaben der Bauer mit den Schnittern auf das Feld hin und betete fünf Vaterunser und den Glauben. Das erste Brot von der neuen Ernte wurde in die Kirche getragen und dann unter die Armen verteilt.

Wo diese frommen Sitten nicht schon im Laufe der Zeit durch den neuen Geist verschwunden waren, hat sie die Maschine beseitigt. Jetzt wird anders gearbeitet als früher, wo man von religiösem Brauch und frommer Gesinnung viel erhoffte.

d) **Das ganze äußere Leben hatte einst mehr religiöse Stimmung und Weihe.** Wie viele von den „Kleinigkeiten",

die Seite 29 zusammengestellt sind, sind nicht mehr vorhanden! Wie man an der Haltung eines Grashalms, sagt der Rembrandtdeutsche (Langbehn), schon die herrschende Windrichtung erkennt, so an diesen Kleinigkeiten den Geist, der die Menschen treibt!

* * *

Diese Umwandlung kam nicht durch die Schuld des Bauern allein; sie war zum größten Teil eine durch die gegebene Entwicklung notwendige, im allgemeinen gesprochen, nicht, was die einzelnen Äußerungen derselben betrifft. Manches hätte sich erhalten lassen. Aber eine wachsende Verweltlichung (im äußern Leben — dafür soll das seelische, religiöse Leben tiefer gehen und inniger werden) und eine geistige Selbständigmachung gegenüber der früheren Gebundenheit ist durch die ganze christliche Gesellschaft gegangen. Den Bauernstand hat sie zuletzt ergriffen und bei seiner Schwerfälligkeit am langsamsten umgeschaffen. Das frühere kindliche Abhängigkeitsgefühl brauchte der Bauer in der Zeit der Abgeschlossenheit und der Bedrückung. Da war Unterordnung und Geduld für ihn vor allem notwendig. Die heutige religiöse Auffassung soll ihm geben, was er jetzt braucht: bessere religiöse Belehrung, bewußte Ein- und Unterordnung, innere Sammlung und Selbstverantwortlichkeit.

IV. Die Fragen der bäuerlichen Sittlichkeit.

Nach christlicher Weltanschauung handelt derjenige sittlich, der frei dem Willen Gottes, von dem er in allem abhängig ist, folgt. Dieser wird ihm kund durch die Vernunft (das Gesetz, das in unser Herz geschrieben ist; Röm. 2, 15) und durch die übernatürliche Offenbarung (durch die Gebote Gottes). Die wahre Sittlichkeit kommt aus dem Glauben. Sie bringt Ordnung in unser Leben, wie Gott sie will, und bändigt mit Hilfe der göttlichen Gnade die natürlichen Triebe des Menschen. Wer

Gottes Willen verachtet, sich dagegen auflehnt, dagegen handelt, handelt unsittlich, sündigt. Sittlich ist also, was jeder nach dem Willen Gottes tun soll.

1. Die Eigenart der bäuerlichen Sittlichkeit.

Sie liegt beim typischen Bauern, beim Bauern alten Schlages darin, daß sein Handeln stark beeinflußt wird durch die Sitte = Herkommen, Brauch. Er fragt in erster Linie nicht: Was soll ich nach meinem Gewissen und nach den Geboten Gottes tun? sondern er schaut darauf, was alle tun. Er macht es, wie die andern es machen; dann, meint er, handle er richtig. Er braucht nicht selbst zu denken, nicht sich zu entschließen — in den meisten Verhältnissen seines Lebens weist ihm die Sitte, der Brauch den „rechten" Weg. Er übernimmt seine Denk- und Handlungsweise von den früheren Geschlechtern. Durch Gewohnheit entstanden die Bräuche; diese wurden zu Lebensregeln, zu fest ausgeprägten, verpflichtenden Lebensformen, die man unbesehen (was ihre Sittlichkeit oder Unsittlichkeit betraf) hinnahm, in der Meinung, der einzelne müsse sich der Allgemeinheit fügen. So erklärt sich die Macht der Sitte, des Herkommens aus der Unselbständigkeit der Menschen in ursprünglichen Zeiten, aus der Abgeschlossenheit ihres Lebens, aus dem ständigen Zusammensein mit verhältnismäßig wenig Menschen: die Gemeinde, die Allgemeinheit ist hier mehr als der einzelne. Sittlich („ländlich-sittlich") in diesem Sinne ist also, was alle tun.

Nehmen wir an, es werde eine Ehe geschlossen auf dem Lande und eine in der Stadt. Auf dem Lande besteht gar kein Zweifel, ist keine Überlegung notwendig, wie alles vor sich gehen wird: die Ausstattung der Braut (Kammerwagen), die Auswahl und Ladung der Gäste, die kirchliche Trauung, das Mahl — das alles ist nicht in das freie Belieben der Eheschließenden oder ihrer Familien gestellt; das regelt sich nach Herkommen, das für alle Heiratenden das gleiche bestimmt, nur daß bei den größern Bauern alles reicher und üppiger ist. Die

Sitte ist wie ein ausgetretener Weg: Wer hat ihn ausgetreten? Der erste nicht, der zweite nicht; der fünfzigste, der hundertste — alle zusammen. — In der Stadt hängt alles vom Gutdünken der Betreffenden ab: sie können sich mit der standesamtlichen Trauung begnügen, können sich kirchlich trauen lassen, einfach oder feierlich, können ein Mahl veranstalten, Einladungen ergehen lassen, sie können gleich nach der Trauung wegfahren — wie jedes Paar es halten will.

Die Sitte *veredelt* im allgemeinen in ursprünglichen Verhältnissen den Menschen. Das Tier folgt den natürlichen Trieben; der Mensch schafft sich ein geregeltes Handeln: aus Hunger und Durst ißt und trinkt der Mensch — die Sitte lehrt ihn, zu bestimmten Zeiten, mit bestimmten Formen usw. essen und trinken; aus Naturtrieb sucht sich der Mensch eine Lebensgefährtin — die Sitte erzeugt eine gewisse Ordnung des Familienlebens, den häuslichen Herd mit seinen Bindungen; aus Naturnotwendigkeit leben die Menschen nebeneinander und wohnen eng zusammen — die Sitte begründet die Nachbarschaft mit Rechten und Pflichten (nach Schmoller). — Es gibt drei Hauptquellen echter bäuerlicher Sitte: die Religion (religiöse Sitten); die Familie (häusliche Sitten); die Arbeit (Arbeitssitten).

Unter Christen nun sucht die Sitte, das Herkommen auch den *christlichen Lebensgrundsätzen gerecht* zu werden. Sie kann aber das nicht vollkommen erreichen, schon wegen der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, die es nicht zuläßt, für die Allgemeinheit die sittlichen Forderungen so hoch zu spannen, wie es das Christentum verlangt. Darum wird die christliche Volkssitte hinter dem christlichen Sittlichkeitsideal zurückbleiben; sie wird aber doch im wesentlichen für das Volk ein großer Behelf sein, eine gewisse christlich-sittliche Lebensordnung zu schaffen. — Zum Beispiel: die *patriarchalische Hausordnung* beruht auf der Anerkennung der väterlichen und hausherrlichen Gewalt, auf der Notwendigkeit eines durch Gehorsam geordneten Zusammenlebens; sie ist ein hausgenossenschaftliches

Verhältnis auf christlicher (viertes Gebot Gottes) Grundlage, nicht ein bloß rechtliches, zu dem sie heute immer mehr wird. Wie man die Hausfrömmigkeit übt, wie Mann und Weib und Kinder, Großeltern und Dienstboten zusammen leben, wie sich das Leben von der Wiege bis zum Sarg regelt, das lehrt die christliche Haussitte. — Die Nachbarschaft, die alte Dorfverfassung mit ihren Rechten und Pflichten, beruht auf der gemeinsamen Einhaltung der christlichen Lebensordnung: gegenseitige Hilfsbereitschaft, ohne die eine Gemeinde nicht bestehen kann, und Regelung des gemeindlichen Lebens nach den Geboten Gottes: Heiligung des Sonntags, Verbot der knechtlichen Arbeit, Bestrafung von Fluchen und Gotteslästerung, von Übertretungen des sechsten Gebotes — das alles wurde, neben wirtschaftlichen und polizeilichen Anordnungen, durch die alte Gemeinde geregelt. — Das kirchliche Leben hatte seine fest überlieferten Formen: so im Gottesdienst (eigener Kirchenplatz, Besuch der Gräber vor und nach dem sonntäglichen Gottesdienst, Opfergang, Klingelbeutel, Rorate, Allerseelen mit Gräberschmuck usw.); so bei der Taufe (der Vater muß mitgehen, Paten); so beim Sakramentsempfang (die Erwachsenen beichten und kommunizieren an höchsten Festtagen oder Ablaßtagen; die Männer hatten ihre Tage, die Frauen usw.); so bei der Eheschließung (Brautsegen durch die Eltern, Brautdank beim Hochzeitsmahl, Seelengottesdienst für die verstorbenen Eltern am Tage nach der Hochzeit); so beim Begräbnis (Totenwache, Leichenweg, Leichenbegleitung durch die Verwandtschaft, Tragen der Leiche eines Jünglings durch seine Kameraden, Totenbretter) usw. — Die alten Rügesitten beim Dorfgericht gründeten sich auf die sittliche Pflicht der Gemeinde, Frevel zu ahnden und durch Bloßstellung der Frevelnden zu beseitigen. Das Volk nahm hier die Sittengerichtsbarkeit selbst in die Hand.

Die überlieferte Sitte (Herkommen) gestaltete so, was die eigentliche Sittlichkeit betrifft, mehr eine Familien-, Gemeinde-, Standesmoral, nicht so sehr eine persönliche. Die Charakter-

bildung geschah vornehmlich durch Familie und Gemeinde, durch die Überlieferung, durch Brauch und Sage, die beide viel Moral enthielten. Die Kinder leitete man z. B. sittenmäßig zu Anstand und Tugend an, indem man an ein Gebot oder Verbot ein Denkzeichen der Furcht knüpfte: wer lügt, bekommt eine schiefe Nase; man darf nicht in den Spiegel schauen, es schaut der Teufel heraus; in einem an einem Sonntag genähten Gewand kann man nur schwer sterben; wenn der letzte Wille eines Verstorbenen nicht erfüllt wird, kommt der Tote wieder; wer Vater oder Mutter schlägt, dessen Hand wächst aus dem Grab usw. (Das Dorf entlang S. 391).

Die Sitte hatte ihre Vorteile und wirkte segensreich. Sie verpflichtete im großen und ganzen zu einem sittlichen Handeln; sie schuf eine gewisse Lebensordnung und erzwang, was der einzelne aus sich heraus, aus freiem Tugendstreben nicht immer geleistet hätte, indem er von seiner Umgebung mitfortgerissen wurde: durch die Familienandacht, durch die kirchlichen Sitten, durch die alten schönen Acker- und Erntegebräuche usw. — So wurde z. B. die Selbstsucht gemildert durch gewohnte Verpflichtungen zur Hilfeleistung: bei Brandunglück zur Unterstützung der Brandleider, bei wirtschaftlichen Nöten des Nachbarn zur Arbeitsaushilfe, zur Beschenkung von Bettlern, zur Gastfreundschaft, zur Versorgung kranker und alter Dienstboten usw. Auch der Geizige konnte sich diesen Pflichten nicht ganz entziehen. — Hashagen (Aus der Jugendzeit eines alten Pastors [1906] S. 29) erzählt: Ein alter Bauer war gestorben. Am Tage vor der Beerdigung war der Nachbar beim Sohn des Verstorbenen erschienen. Beide prozessierten seit Jahren gegeneinander und lebten in bitterer Feindschaft. Der Nachbar wollte um deswillen seine Nachbarpflicht doch nicht unerfüllt lassen, die unter anderem darin bestand, daß er die Pferde der Teilnehmer an der Beerdigung unterbringen, die Leiche mit in den Sarg legen, bei Tisch obenan stehen und das Tischgebet sprechen mußte. Alle Anwesenden wußten von

der Feindschaft zwischen den Bewohnern des Trauerhauses und dem Nachbarn. Da ist es auf der großen Diele, wo der Sarg stand und die Tafel gedeckt war, doch sehr still gewesen, als der Nachbar, der Sitte gemäß, mit dem eichenen Handstock des Verstorbenen auf den Tisch schlug, laut rief: „Erst beten", und das Vaterunser sprach. — Von diesem Tage an war alle Feindschaft zwischen den beiden Nachbarn begraben und vergessen. Ihren Prozeß schlossen sie sofort durch einen Vergleich. — Der Polizeirat Grüner aus Eger berichtete Goethe von der guten sittlichen Wirkung einer Begräbnissitte aus dem Egerland: Vor der eigentlichen Beisetzung, noch bevor der Sarg geschlossen wurde, standen die Verwandten um die Leiche herum; der Leichenbitter stellte eine Betrachtung über die Vergänglichkeit des Lebens an, forderte zu Gottesfurcht, Arbeitsamkeit, Eintracht auf; er nahm für den Verstorbenen Abschied, bat um Verzeihung und schloß mit der Versicherung des Wiedersehens im andern Leben.

Das Herkommen war wohl eine Fessel, wurde aber nicht als solche empfunden. Man fügte sich willig und fand in solcher Ordnung das Glück für sich und andere. Wo die Persönlichkeit noch nicht erwacht ist, konnte nur so Ordnung ins Leben kommen. Durch die Sitte hatte auch das frühere Leben einen großen moralischen Gehalt, während unsere Zeit, besonders in der Stadt, ganz arm ist an sittlichen Beweggründen und Lebensformen, die aus dem gesellschaftlichen Leben fließen. —

Auch wo die Sitte gut war, ging sie mehr auf das Äußerliche. Obwohl aus einer Lebensanschauung geboren, beachtete sie, einmal Lebensgesetz geworden, die innere Gesinnung wenig. Was an guter Sitte noch im Volke lebt, ist durch Katechese und Predigt zu erhalten, sein Sinn zu erklären; man versuche, sie zu beleben, zu verinnerlichen, damit so bewußterweise, mit der rechten Gesinnung geübt werde, was früher nur gewohnheitsmäßig, mehr gedankenlos geschah. Dadurch beseitigt man,

was auch die gute Sitte Nachteiliges hatte. Die Sittlichkeit, deren Ausdruck sie war, war nicht persönlicher Erwerb und Besitz, sondern eine durch Überlieferung, Erbschaft festgewordene Lebensform: eine mehr äußerliche Bindung, ein gewisser Zwang. Man durfte vom Üblichen nicht abweichen. Wir müssen zu bewußter Selbstbeherrschung und zu Handlungen aus dem Gewissen heraus erziehen!

Und weil es wohl Christen, aber auch sündige Menschen waren, die die Sitte, den Brauch eingeführt haben, hatte sie, wie gesagt, ihre Schwächen und Mängel, ja sie wurde vielfach zur Unsitte (Unsittlichkeit). Das herkömmliche Urteil war für alle von vornherein fertig gegeben und wurde angenommen, auch wo es gegen die wahre Sittlichkeit war: z. B. über Holzfrevel (weil früher gemeinsamer Besitz des Waldes herrschte); über Steuerhinterziehung (der Staat wurde wie ein Feind betrachtet); über Betrügereien gegenüber den Städtern (das galt als eine Art Notwehr gegenüber dem vom Leben mehr begünstigten Stadtbewohner); man beschönigte auch den Betrug des Standesgenossen („Warum läßt er sich übervorteilen?" — „Warum ist er so dumm?" — „Der Reiche spürt es nicht"); über den freien Verkehr der Geschlechter vor der Ehe (der Bauer muß einen Erben haben, die Bauersfrau darum Kinder bringen; „man kauft die Katze nicht im Sack"). — Man beurteilt alles Abweichen von der Menge abfällig: wenn z. B. ein Mädel nicht zum Tanzen geht; denn „man muß mit den Wölfen heulen". — Herrschende Sprichwörter zeigen so die sittliche Anschauung des Volkes an. Sie sind Lebensgrundsätze und loben, tadeln in altherkömmlicher Weise. Darum spricht man von der Moral der herrschenden Sprichwörter. — Der unsittliche Brauch ist zu bekämpfen — bekanntlich hält man daran fester als an guten Bräuchen; die kommen ab, die liederlichen erhalten sich; gefährlichem Herkommen — mit gewissen Festen ist Unmäßigkeit und Ausschweifung verbunden — ist die Sündengefahr zu nehmen, das Vergnügungsleben zu veredeln.

Wird die Sitte sich erhalten lassen? Die Antwort ist schon gegeben mit dem, was über die Erhaltung der volkstümlichen Religiosität gesagt wurde. — Das meiste an Volkssitte, Volksbrauch ist geschwunden und mußte schwinden. Die Gebundenheit, die aus der Schwäche des einzelnen kam, verlor sich mit dessen Selbständigwerdung. Es spielt da auch das Wirtschaftliche eine große Rolle. Die jahrhundertlang gleichbleibende Wirtschaftsweise war die Grundlage der sittenmäßigen, herkömmlichen Lebensform. Geistiges, inneres Leben war wenig entwickelt, die äußere Betätigung war die Hauptsache, und die war durch Herkommen genau geregelt. Wenn nun das Arbeitsleben, die ganze Betriebsweise sich umgestaltete, mußte alles bisher Feste lockerer werden. Und das altererbte, über tausend Jahre bestehende wirtschaftliche Leben (die Dreifelderwirtschaft) wurde ein anderes: der Körnerbau verlor seinen Vorrang; das Weideland wurde zum Teil dem Pflug unterworfen, das Gemeingut verteilt und künstlicher Futterbau und Stallfütterung eingeführt; die alten Geräte und Scheunen genügten nicht mehr. Der Bauer wurde freier Eigentümer von Grund und Boden; er mußte immer mehr verkaufen und kaufen, mußte rechnen lernen; die Abgeschlossenheit hörte auf — so wurde der Bauer in Haus und Hof und Feld ein anderer und darum auch in der ganzen Lebensführung. In allem wurde er freier, selbständiger, persönlicher.

Aber die Sitte und das Herkommen waren nicht bloß eine Folge der Schwäche des einzelnen; sie hatten auch eine edlere Seite. Wie sie eine gemeinsame Lebensrichtung und Handlungsweise bildeten, so kamen sie auch aus einer Gemeinschaft der Gesinnung. Wo Zusammenhang und Beständigkeit der Anschauung ist, da wird auch Sitte sein. Darum sehen wir heute: da, wo der Arbeiter in feste Verbindung mit dem Boden und mit einer Nachbarschaft tritt, bildet sich neue Sitte und Herkommen, eine Gemeinschaft des äußern Lebens. — So wird sich die Sitte auf dem Lande erhalten als häusliche Lebens-

form — in der Familie ist immer gegenseitige Bindung notwendig, auf dem Lande mehr wie anderswo — und als bewußtes Zusammenstehen in Nachbarschaft und Gemeinde bei freudigen und traurigen Ereignissen des Lebens. Was früher mehr eine Art Zwang war und das ganze Leben beherrschte, das wird nun mehr freiwillig in stark vermindertem Umfang, sehr abgeschwächt weiter geübt werden.

2. Die hauptsächlichsten sittlichen Lebensgrundsätze und Lebensverhältnisse des typischen Bauern.

a) **Die treibende Kraft** ist natürlich auch hier, da das Seelenleben einheitlich ist, festzustellen, und zwar hier vor allem. „Wir handeln bei den Hauptpunkten unseres Lebens nicht sowohl nach einer deutlichen Erkenntnis des Rechten, als vielmehr nach einem innern Drang, der aus dem tiefsten Grund unseres Wesens kommt." Wenn das bei jedem Menschen der Fall ist, so noch viel mehr beim typischen Bauern, der noch nicht zum Selbstbewußtsein erwacht ist. Besitz und Arbeit und Familie sind, wie schon dargelegt, das, worum sich sein ganzes Leben dreht. Dafür setzt er seine körperlichen Kräfte ein; dafür seine ganze Willensstärke. Die letztere ist ihm ebenso notwendig, da nur das Nichtnachlassen in Mühe und Anstrengung der Natur und ihren Widrigkeiten gegenüber ihm den Sieg bringt. Die ganze Familie einigt sich in dem Gedanken an den Hof, der erhalten werden muß, auch unter Opfern.

Man hat gesagt, die Moral der Arbeiter sei die Moral der Entrechteten, derer, die sich enterbt, hintangesetzt fühlen. Aus diesem Gefühl heraus erkläre sich ihr sittlicher Charakter, ihr Streben nach irdischem Wohlergehen, ihre Verachtung der Autorität, ihr Mißtrauen gegen die Obrigkeit, ihre Opferwilligkeit für die Erreichung des gemeinsamen Zieles, ihr Bildungsstreben, ihr Zusammenschluß und ihr Kampf gegen die andern Stände. — Die Moral des Bauern wird dann die Moral der Besitzenden sein, wobei der Grundbesitz mit Erbrecht, Heimat-

gefühl, Bodenständigkeit und schwerer, unablässiger Arbeit noch eine ganz besondere Rolle spielt.

b) Daraus könnte man schließen, daß der Bauer eine ganz **ideale Auffassung seines Berufes** haben müsse. Das trifft aber doch nicht zu. Er ist seiner ganzen Lebensanschauung nach Wirklichkeitsmensch und sieht über das Äußerliche, das Nächstliegende nicht hinaus. Es treibt ihn vor allem der Nutzen, die gute Ernte, freilich nicht um Geld aufzuhäufen, sondern aus Sorge für die Familie, für die Erhaltung des Hofes, für die Kinder. Er hat das Bewußtsein, einem schlecht geachteten, hinter dem Städter zurückstehenden Stande anzugehören. Er meint auch, seine Arbeit sei nicht genug verdienstreich; er sei zur Arbeit und Plage geboren. — Was in dieser Auffassung anders geworden ist durch das Angewiesensein des ganzen Volkes im Krieg auf die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, durch die auf einmal so günstig gewordene Stellung des Bauern als Selbstversorger, dann durch das „viele Geld", das zu Anschaffungen aller Art drängte — das weiß heute ein jeder. Wie das in allerletzter Zeit wieder anders geworden ist durch Masseneinfuhr fremden Getreides, durch niedrige Getreide- und Viehpreise, durch die drückende Steuerlast, weiß auch ein jeder.

Wie gewaltig ist die Arbeit, die ein Bauer sein Leben lang leistet! Ein alter Bauer sagte mir, er wolle nächstens übergeben, sein Sohn solle heiraten. Da meinte ich: „Ihr habt auch schon viel durchgemacht im Leben." — „Ja", sagte er, „wenn ich Ihnen das alles erzählen könnte!" Er begann dann auch, wie sein Vater alles habe herunterkommen lassen; da habe er (der Erzähler) den Stall, die Scheune, das Wohnhaus neu bauen müssen und habe soundsoviel Tagwerk hinzugekauft, einen Wald abgeholzt und wieder aufgeforstet; soundsoviel tausend Rohre habe er zur Entwässerung in den Boden gelegt; er ernte dreimal mehr wie sein Vater und habe doppelt soviel Vieh. Ich sagte ihm, wenn er übergebe, solle er mit seinem Sohne durch den Hof und die Flur gehen und ihm sagen, wie das alles

früher gewesen sei; so könne er seinem Nachfolger ein gutes Stück seiner Lebensarbeit zeigen. — Ja, es ist eine große Arbeitsleistung, die ein alter Bauer im Leben bewältigt hat: man denke an die vielen Ernten, die er eingebracht, an die Menge Vieh, das er aufgezogen hat. Und er kann noch vieles davon aufweisen an Bauten und Verbesserungen. Was können wir Studierte aufzeigen? Einige Zentner Papier, die wir verschrieben haben! Es ist das freilich nur eine rein äußerliche Betrachtungsweise, die aber doch auch berechtigt ist und auf den Bauern Eindruck machen muß!

Aus dem Eigentumssinn, aus dem Bewußtsein, zur Arbeit auf der Welt zu sein, kommen dem Bauern viele äußerlich gute Eigenschaften, denen man christlichen Gehalt zu geben hat: ein gewisses Festhalten am Alten (jetzt freilich größtenteils geschwunden), Fleiß, Sparsamkeit, Unterordnung, Selbstzucht, Nüchternheit, Sorge für die Familie. — Jedes Mehl hat seine Kleie, jedes Holz seinen Wurm. So kommen aus dem Eigentumssinn, aus dem Arbeitseifer dem Bauern auch schlechte Eigenschaften: Selbstsucht (es fehlt an Gemeinsinn, Mitgefühl); Habsucht und Streitsucht (weil sein Eigentum sichtbare Grenzen gegen den Nachbarn hat); dummer Bauernstolz (man ist nicht stolz auf seine Art dem Städter gegenüber, sondern auf den größeren Besitz dem „Kleineren" gegenüber); Hartherzigkeit und Gefühlsarmut. Kann man diese Dinge als bäuerliche Standesfehler ansprechen?

c) **Tugend** ist ihm vor allem Tüchtigkeit zur Arbeit, Brauchbarkeit für den bäuerlichen Beruf. Was gehört auf dem Lande zu einem rechtschaffenen Menschen? Arbeit, eine gewisse Ehrbarkeit und Erfüllung der kirchlichen Pflichten, vorzüglich aber das erste und was man dazu braucht. Mancher hat bei der Heirat — hier vom Geld abgesehen — mehr die Wirtschaftlichkeit der Frau im Auge als ihre Person. Der Dienstbote, der seine Arbeit gut macht, gilt etwas, wenn er auch sonst in seinem sittlichen Leben es fehlen läßt. Nach der Arbeitsleistung bemißt man

gern den Wert eines Menschen. Leben ist arbeiten, körperlich arbeiten. Wenn der Bauer im Alter nicht mehr schaffen kann, wenn mehrere Feiertage nacheinander folgen, welches Bedauern! Körperliche Stärke, Fleiß werden gelobt; ebenso — wenigstens früher — ein Leben, das in der herkömmlichen Sitte sich bewegte. Wenn die alten Leute auf dem Lande auf ihr Leben zurückschauen, sagen sie: Ich habe mich mein Leben lang schinden und plagen müssen, ich habe viel durchgemacht, habe die Kinder ehrlich aufgezogen, keinen Streit gehabt, bin fleißig in die Kirche gegangen. — Was ist dem Bauern heilig? Alles Göttliche und Kirchliche, alles Geweihte, das Brot, und was er gelobt hat.

Wenn man von bäuerlicher Tugend spricht, kommt man unwillkürlich auf den Charakterzug der Selbstgerechtigkeit, auf das Bewußtsein des gerechten Wandels. Man hat behauptet: wenn der Bauer das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner höre, stehe er heimlich aufseiten des ersteren; auch er danke in gleicher Weise Gott und sage: „Niemand kann mir etwas nachsagen; ich habe nicht gestohlen, betrogen ..." So schlimm ist es in der Allgemeinheit nicht. Es ist weniger Dünkel und Überhebung als Charakter, innere Festigkeit, die freilich ihre Schwächen hat. Sie kommen daher, daß man auf dem Lande die Sittlichkeit eines Menschen nach dem äußern, gesetzmäßigen Verhalten bewertet; daß man in der Übereinstimmung mit der herkömmlichen bäuerlichen Sittlichkeit — mit der „guten alten Art", wie man es wohl in selbstgefälliger Weise früher nannte — die Richtschnur eines guten Lebenswandels sieht; daß man über sein eigenes Leben nicht hinausschauen kann, nur das Land und sich kennt oder zu kennen glaubt, darum auf dem Lande alles für gut und schön und christlich, dagegen in der Stadt alles für leichtfertig und religiös gleichgültig hält. Wahre Demut ist trotz der großen Abhängigkeit von Gott wohl selten vorhanden; man stützt sich zu sehr auf das eigene Tun und seine „Verdienste" vor Gott.

d) Sünde ist ihm nach dem Sprachgebrauch, nach der Redeweise, die freilich hier nur ein Fingerzeig, nicht eine erschöpfende Kennzeichnung sein kann, vor allem Verschwendung. Es ist „Sünd und Schad" („Sünd und Schand"), wenn man Brot wegwirft, Bäume niederhaut oder abschält. Man bedauert hier die Verschwendung der Gottesgabe, die mißbraucht wird, die Zerstörung der Lebensgrundlage des Bauern: Brot, Natur. — Was einst das Volk für arge Sünden hielt, erkennt man daraus: Welches waren die ungesühnten Verbrechen, um derentwillen eine Seele nach dem Tode umgehen mußte? Verrat, Betrug, Mord und Selbstmord, Meineid, Grenzsteinverrücken, Pflichtvergessenheit von Hirten und Sennerinnen, Sonntagsschändung (der wilde Jäger), Unterlassung von guten Werken und Nichterfüllung von Versprechen, Verschwendung, Leuteschinden — nie aber fleischliche Sünden.

Sünde ist wesentlich die äußere, tatsächliche Übertretung der Gebote Gottes im Werke. Von der geistigen Natur der Sünde, von innern Sünden weiß mancher nicht viel. So wurde früher die Verletzung des Fastengebotes wohl an sich für schwerer sündhaft gehalten als böse Gedanken, Begierden. — Ein Dienstknecht, wegen Meineid vor Gericht, bekannte: „Ich hab's gesehen, wie der Haberl mit dem Prügel zugeschlagen hat; aber in der Verhandlung hab ich's weggeleugnet unter Eid, weil mir der Haberl vor der Verhandlung zwei Maß Bier und eine Wurst versprochen hat. Nach der Verhandlung hab' ich meine Sache auch gekriegt. Das Bier hab' ich getrunken, aber die Wurst hab' ich stehen lassen, denn es war Freitag damals" (Augsburger Postzeitung vom 29. Oktober 1911, Nr. 246).

Die Sündengefahr, meint man, kommt mehr von außen, vom Sehen, Hören, von andern oder vom Teufel; man achtet wohl zu wenig auf die Gefahr, die im Innern des Menschen, in der eigenen, gefallenen Natur besteht. Man sieht oft nur, wie Jais sagt, auf die natürlichen Beweggründe; wenn z. B. die Rede ist von den Folgen der Trunksucht in Bezug auf Ver-

mögen, Gesundheit, Ehre, Familienleben, da denkt mancher: „Ei, was hat ein Rausch zu bedeuten? Es ist mein Geld!" oder: „Es hat mich nichts gekostet." Da ist zu betonen: „Säufer werden das Reich Gottes nicht besitzen" (1 Kor. 6, 10). — Stark hervorzuheben ist, daß sittliche Fehler und Sünden (besonders gegen das sechste und siebte Gebot) nicht durch religiöse Übungen und Frömmigkeit gesühnt werden können, sondern nur durch Reue, Besserung, Wiedergutmachung. Der „Meineidbauer" von Anzengruber, der durch reiche Almosen und Wohltätigkeit sein Verbrechen ohne Sinnesänderung zudecken will, scheint mir aus dem (früheren?) Leben gegriffen. — Bei alten Leuten findet man am Schluß ihres Lebens, auch wenn sie geistig noch gut beisammen sind, häufig einen großen Mangel an Sündenbewußtsein, an Reue. Ihr Gewissen rührt sich nicht. Es ist, wie wenn die Erinnerung an ihre frühere Zeit ausgelöscht wäre. Da empfiehlt es sich, die Dankbarkeit in ihnen lebendig zu machen: „Ihr habt doch viel durchzumachen gehabt im Leben! Und immer hat euch Gott geholfen!" Und wenn so ihr Gemüt etwas warm wird und sie selber zu reden anfangen, kann man leichter auf die Reue hinarbeiten.

e) Ein wichtiger sittlicher Lebensgrundsatz beim typischen Bauern scheint mir der **Gerechtigkeitssinn** zu sein, der Vergeltungsgedanke. Leistung und Gegenleistung (do ut des) beherrschen sein Leben.

Bei den Naturvölkern gibt es kein eigentliches Schenken (vor allem, weil es keine unbegrenzte, freie Verfügung über das gibt, was man hat). Das ist auch beim alten Bauern so geblieben. Mir sagte einer: „Zum Schenken gehören zwei." Da sagte ich: „Natürlich; einer, der schenkt, und einer, der nimmt!" — „Nein, nein", sagt er, „einer, der schenkt, und einer, der wieder schenkt." — Ja, mit Gaben wucherte man am meisten. Das zeigen die Sprichwörter: „Geschenk ist ein geborgtes Gut", „Keine Henne ist teurer als die geschenkte", „Mit Schenken tut man einer Gabe winken", „Man schenkt keinem eine Wurst, man hoffe

denn, er werde auch ein Schwein schlachten". Auch der Bettler, der Almosen empfing, mußte wiedergeben: das Gebet. Ja, das „Vergelt's Gott", das Vaterunser war mehr wert als die Gabe, die er erhielt. „Almosengeben armet nicht." Wenn man der Kirche schenkte, mußte es Gott gleichmachen. Bei der Bittarbeit, die ohne Entgelt geleistet wurde, hatte der andere die Verpflichtung, im Notfall dasselbe zu leisten. „Man weiß nicht, wie man den Nachbarn wieder braucht." — Im Schaumburgischen war, wie anderwärts auch, das Gabenschenken bei der Hochzeit Brauch. Alle Hochzeitsgäste gaben, und zwar jeder selbständige Gast. Nur der Geistliche, der Lehrer und ein paar andere waren befreit; sie hießen darum „Frifreters" = Freifresser (im Schwäbischen hießen sie „Herrebettler"). „Als ich", erzählt Fr. Ötker in seinen „Lebenserinnerungen" (1877, S. 56) „meinem Oheim andeutete, daß mir diese Geschenke eigentlich nicht gefallen wollten, sah er mich verwundert an und sagte: ‚Ei, Fritz, wo denkst du hin? Ich hab' mein Lebtag soviel geben müssen; nun muß ich sehen, daß ich nicht zu kurz komme.'"

Alles soll wieder gleichgemacht werden (denselben Gedanken hat das ius talionis — „Aug' um Aug'" usw., die Blutrache und die Gliedbuße). Man will nur Gegenseitigkeit. Der Bauer kennt keine Arbeit ohne Lohn, nur um der Pflicht willen oder aus Liebe. Wer aus solchen Beweggründen etwas tut, dem verdenkt er's als Torheit, wenn er ihm keine eigennützigen Absichten zuschreiben kann. „Umsunst scharrt koa Henna." — Der Bauer dankt nicht gern; er will lieber durch Gegenleistung die Dankesschuld abbezahlen. Auch wenn er bei erwiesenen Gefälligkeiten sagt: „Es ist gern geschehen", „Keine Ursach'" (zum Danken), „Das ist nicht der Rede wert" — rechnet er doch sicher darauf, daß ihm sein Opfer mit Zins und Zinseszins zurückbezahlt werde. —

Das ist nun wohl schon anders geworden. Bemerkenswert ist die frühere große Wohltätigkeit auf dem Lande: Armen, Notleidenden, Abbrändlern wurde um Gotteslohn reichlich

gegeben; für fromme Zwecke, besonders für Ausstattung der eigenen Kirche hatte der Bauer immer eine offene Hand. Almosen gab er gerne, zumal wenn er die Not sah; aber eine Verpflichtung zum Geben wollte er nicht anerkennen. Wenn er etwas umsonst tat, tat er es aus religiösen Gründen. Ein Drittel aller guten Werke geschah früher wohl im Andenken an die armen Seelen.

f) Das geschlechtliche Leben, hauptsächlich der Jugend.

Wie steht es mit der Aufklärung? Man ist jetzt von übertriebenen Forderungen und Erwartungen in dieser Beziehung zurückgekommen. Die bloße Aufklärung gibt noch keinen sittlichen Schutz, keine Willenskraft gegen geschlechtliche Verfehlungen und Gewohnheiten. Wenn die erste Erregung mit ihrem Reiz, die erste Befriedigung kommt, was soll da die Aufklärung viel helfen? Richtig verstanden gilt auch hier: „Nicht das Gute, was ich will, tue ich, sondern ich tue das Böse, das ich nicht will" (Röm. 7, 19). Die direkte, verstandesmäßige Aufklärung, sagt man auch, ist gemütsfeindlich; sie weckt Wißbegierde, Sinne und dunkle Triebe, die noch schlummern sollten, anstatt sie einzudämmen. Festigung des Charakters, Stärkung des Willens ist die beste Bewahrung. Gegen die vorzeitige Aufklärung durch Kameraden schützt am besten eine Erziehung, die das unbedingte Vertrauen zu den Eltern weckt; die ganze geistig-sittliche Luft der Familie bietet so den sichersten Schutz und auch die beste Aufklärung, wenn die Eltern, sobald die Kinder in die Jahre kommen, sich von falscher Ängstlichkeit losmachend, wie selbstverständlich, schlicht und natürlich in ihren Gesprächen geschlechtliche Dinge berühren.

Wenn die Aufklärung auch nicht „helfen" kann, so ist sie doch in einer allmählichen Gestaltung nach dem Alter notwendig. Beim Auftreten der neuen Empfindung weiß der junge Mensch sich nicht zu raten — es kommt vor, daß er sich durch Gebet vor der Wiederholung bewahren will; ja daß er jahrelang rein natürliche Vorgänge als Sünden beichtet. Das wäre nicht

möglich, wenn er in der Zeit der Entwicklung wissen würde, was an ihm vorgeht, wenn er in „Einzelbelehrung", wie sie Gatterer und Krus (Erziehung zur Keuschheit, Innsbruck 1911) geben, Aufklärung erhielte. Das Wissen allein tut nicht alles, ein richtiges Gewissen muß sich bilden, eine starke Willens- und Charaktererziehung muß die niederen Triebe bändigen, geistige und körperliche Beschäftigung muß ablenken, die religiöse Einwirkung muß stark machen.

Wie geschieht auf dem Lande die Aufklärung? Von frühester Jugend auf sind die Kinder mit den Haustieren bekannt und beschäftigt, sehen das Geschlechtsleben der Tiere und kennen den Nutzen, den die Menschen daraus ziehen. Sie haben darum von Vorgängen dieser Art eine Anschauung, wie sie Stadtkinder nicht haben. Sie stehen hierin der Natur näher als die Stadt. Machen sie bald die Anwendung und Schlußfolgerung auf den Menschen? Allzufrüh wohl nicht! Aber die Reden der Erwachsenen (die Kinder sind auf dem Lande zu viel in Gesellschaft von Erwachsenen, von Knechten und Mägden), die nicht immer vorsichtig sind, auch wenn „Schindeln auf dem Dache", d. h. Kinder in der Nähe sind, derbe Redensarten, die alles beim wirklichen Namen nennen und nichts verdecken, werden die Aufklärung mit der Zeit vervollständigen.

Gibt die ländliche Art der Aufklärung größere sittliche Kraft? Sie geschieht langsamer und naturgemäßer, meist ohne innern Kampf, weil ein großer Teil des Geheimnisvollen, des geflissentlich Verborgenen, das in der Stadt diese Dinge umgibt, fortfällt. Der junge Mensch wächst allmählich, mehr harmlos in das Verstehen hinein. Aber es fehlt die notwendige begleitende Belehrung und Warnung durch die Eltern. Es ist eben auf dem Lande auch jedem selber überlassen, wie er sich mit diesen Dingen tatsächlich abfindet. Es hängt viel von der Veranlagung und der guten oder schlimmen Umgebung und Kameradschaft ab. Bewußte Einwirkung und erfahrungsmäßige Leitung, die Heranbildung einer Denkart, die durch

Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeitsgefühl gegen geschlechtliche Unarten schützt, die Anwendung erprobter Mittel zur Bewahrung der Reinheit (abgesehen von den rein religiösen), auch eine allgemeine Willens- und Charakterbildung mangeln häufig. — Wenn die Jugend auf dem Lande wirklich sittlich reiner heranwächst als in der Stadt, was in vielen Gegenden der Fall ist, so kommt das von der Abwesenheit besonderer Gefahren und von den gesünderen Lebensverhältnissen: viel Aufenthalt in freier Luft, größere körperliche Ermüdung, reizlosere Kost — das sind gute Ablenkungs- und Beruhigungsmittel und um so wirksamer, wenn noch gute Hauszucht hinzukommt.

Eine andere Stimme soll hier noch gehört werden aus der „Jugendseelsorge" (in Verbindung mit andern herausgegeben von Karl Mosterts [Freiburg, Herder] S. 174). Dort werden richtige Begriffe über die Bedeutung des Geschlechtslebens, über den Wert der Enthaltsamkeit verlangt. „Das wird ganz besonders auch notwendig sein auf dem Lande, wo durch Beobachtung des Tierlebens, durch den Unverstand der Eltern und oft auch durch verdorbene Kameraden oder Dienstboten der Sinn für das richtige Eheleben schon in früher Jugend gestört wird. Wenn junge Leute im Alter von 16 bis 18 Jahren glauben, sie seien das Produkt der Sünde ihrer Eltern oder wenn sie den ehelichen Verkehr auf gleiche Stufe stellen mit dem tierischen Triebleben, so sind das wirklich unhaltbare Zustände." Ja, wenn!

Gut wäre es, wenn die erwachsenen Burschen vollständig über die Bedeutung des Geschlechtslebens aufgeklärt würden. Sie sollten es nicht bloß von der gemeinen, begehrlichen Seite aus kennen, sondern als von Gott gewollt — der junge Mensch soll sich erproben, soll sich rein erhalten, damit er später, wenn er zur Ehe bestimmt ist, nach Gottes Willen der Gattung dienen könne. So entstünde ein Verantwortlichkeitsgefühl in diesen Jahren. — Ich weiß von einem Pfarrer, der der reifen männlichen Jugend diese Aufklärung gegeben und gut auf sie eingewirkt hat. Käme noch dazu, daß man ihrem Triebleben

ein mächtiges Gegengewicht schaffen könnte durch eine ihren Anlagen und Bedürfnissen entsprechende geistige Tätigkeit, durch bewußte Pflege des Schönen im Gesang, in edlen Vergnügungen, im Lesen usw., so könnte man wohl erreichen, daß ihr Geist und Wille dem Körper überlegen würde. Das ist Aufgabe der Jugend- und Burschenvereine.

Wie ist das weitere Verhalten bezüglich der Keuschheit? Das Erwachen der Sinnlichkeit, die bewußte Hinneigung zum andern Geschlecht habe ich, was ländliche Verhältnisse betrifft, am besten und wahrsten in Streuvels „Der Flachsacker" (Leipzig, Inselverlag, S. 120) dargestellt gefunden. — Im allgemeinen ist vielleicht zu sagen: Bursch und Mädel leben im Bauernhaus, im Dorf, arbeiten miteinander, wie sie miteinander in derselben Schule gesessen sind. Der Verkehr ist mehr ungezwungen, manche Zeit ohne Aufsicht. Wo viele Kinder im Hause aufwachsen, trägt auch das gute Verhältnis zwischen Brüdern und Schwestern viel zur Dämpfung der Sinnlichkeit bei. Wird in der Familie auf Zucht und Ordnung gehalten und besonders im Reden Anstand und gute Sitte gewahrt, so lernt man sich beherrschen. — Vor einigen Jahrzehnten waren noch die Schlafstätten der Dienstboten zu beanstanden: die Knechte verbrachten vielfach die Nächte im Stall, die Mägde auf dem oberen Hausflur (frei oder mit Holzverschlag), auf dem Boden, in Kammern. Bei einem Manöver mußten die vom Wirtshaus nachts heimkehrenden Soldaten an den Betten der Mägde vorbeigehen — eine Sache, die dem betreffenden Bauern als ganz harmlos erschien. Jetzt ist es hierin besser geworden und es steht den weiblichen Dienstboten wohl überall ein verschließbarer Raum zur Verfügung.

Die Jugend hat, besonders wo keine gute Jugendvereinigung besteht, wenig einwandfreie, sittlich fördernde Unterhaltung und Erholung, wenig Freude, die einen guten Nachgeschmack hinterläßt, deren Genuß durch nichts getrübt ist, weil sie auch dem besseren Teil des Menschen gut bekommt. Was ihrer un-

gebändigten Natur zusagt, das finden sie alles im Tanzen: nämlich die Annäherung ans andere Geschlecht (das ist die Hauptsache), das Sichaustoben und für die weibliche Jugend die winkende Aussicht aufs Heiraten. Vom Sichaustoben sagt der Norweger Björnson, wo er die Bauernlustigkeit schildert: „Sie betrinken sich, lärmen, tanzen, tollen — aber sie meinen das alles gar nicht — sie tun nur so, um sich zu betäuben, um die unendliche Sehnsucht, die in ihren Herzen ist, zu täuschen mit einem Schein der Erfüllung." — Das Tanzen an sich hätte nicht allzuviel zu besagen, wenn man das Gefährliche daran und darnach beseitigen könnte; das ist im allgemeinen nicht möglich, da eben im Gefährlichen der Reiz für sie liegt. Warnt man, so glauben sie, man wolle ihnen nichts gönnen; sie behaupten, es komme nichts Unrechtes dabei vor. Macht eines nicht mit, dann heißt es: das will was Braves, was Besseres sein. — Weniger noch ist vielleicht das Tanzen selber als sein Einfluß auf das Seelenleben, wenn es gewohnheits- und regelmäßig geschieht und wenn es roh und zügellos dabei hergeht, ernst zu nehmen. Die Tanzwütigen leben in einer ganz sinnlichen Luft; ihr Denken und Trachten ist angefüllt mit Erwartungen, Aufregungen, Enttäuschungen, auch Erfüllungen, die ganz aus Fleisch und Blut geboren sind. — Ich meine, es besteht auch ein bedeutender Unterschied zwischen größeren Dörfern, wo gern die leichteren jungen Leute den Ton angeben, wo immer getanzt wird und ein Teil der Mädchen bloß auf den Burschenfang ausgeht, und zwischen kleineren Ortschaften, wo sich das Leben ruhiger und leidenschaftsloser abspielt. — Auch das Trinken (selbst von Schnaps) hat eine Zeit lang bei der Jugend überhand genommen. Der Alkohol lähmt die sittlichen Vorstellungen und facht die niedrigen Leidenschaften an. Allzuviel innern Widerstand gegen die allgemeine Lockerung, die der Umsturz im Gefolge hatte, hat unser Landvolk nicht gezeigt.

Die Bekanntschaften werden oft zu früh angeknüpft; sie beginnen in milderen Formen schon in der Fortbildungsschule,

zu einer Zeit, wo die Jungen noch nicht den leisesten Begriff von der Verantwortlichkeit zwischen beiden Geschlechtern haben. Es ist ihnen nur um Spielerei, um Vergnügen, auch oft um Prahlerei zu tun. — Gewöhnlich entstehen Bekanntschaften und damit oft unsittlicher Verkehr bei Gelegenheit von Tanzmusiken, Hochzeiten, ländlichen Festen. Es gibt Gegenden, wo dieser Verkehr durch die Sitte oder besser Unsitte nächtlicher Besuche („Fensterln") eine feste Form angenommen hat. — Was führt sie zusammen? Die Gefühle gehen wohl ungeschwächt auf das Sinnliche. Man spricht es offen aus: „Man muß die Jugend genießen." „Lustig, wenn mer ledig sind, traurig, wenn mer hauset." Es gibt aber auch Gegenden, wo die jungen Leute sich sehr gut halten. Anderswo werden geschlechtliche Verfehlungen nicht allzu streng beurteilt. Man spricht von der Natur, der man den Lauf lassen müsse, von Mädeln, „die eine Todsünde wert sind". Hat ein Bursche mit einer Gleichgestellten zu tun, so liegt, wie man sagt, nicht viel daran, besonders wenn die Heirat beabsichtigt wird. Da werden die ehelichen Rechte häufig vor der Trauung gewährt. Die Hauptsache ist dem Bauern der Hoferbe. Da eine kinderlose Ehe als schwere Plage, als Unglück gilt, heiratet man oft erst, wenn man sicher ist, Kinder zu bekommen. Die Ehe ist dem Bauern der Beginn eines neuen Geschlechts. — Es gibt aber hier eine große Verschiedenheit nach den Gegenden. Sittlich nachteilig wirkt die geringe Möglichkeit der Selbständigmachung auf dem Lande.

Was noch besonders die *weibliche Jugend* betrifft, so ist zu fragen: Worin sehen die Mädel ihren persönlichen Wert oder, wenn man sie als Geschlechtswesen nimmt, *ihre weibliche Ehre, ihren Mädelstolz*?

In der Wertschätzung, in der Wahrung ihrer Jungfräulichkeit? Haben sie eine Ahnung von ihren Vorzügen, ihrer Verantwortung? Früher sagte man: Vor einer reinen Braut neigt sich der Kirchturm; eine reine Jungfrau kann eine ausgelöschte, noch glimmende Kerze wieder an-

blasen. — Eine Jungfrau, die stolz ist auf ihre Unberührtheit, wird sich nicht an jeden wegwerfen; sie wird sich nur dem zu eigen geben, der sich auch ihr auf die Dauer (durch die Heirat) gibt, und sie wird auch innerlich stark genug sein, auf das Heiraten verzichten zu können und Jungfrau zu bleiben. — Die hl. Theresia las in ihrer Jugend Liebesgeschichten, ließ sich die Huldigungen der jungen Herren gefallen und wurde immer weiter in den Dienst der Welt hineingezogen. Später sagte sie, nur eines habe sie vor dem Falle bewahrt: „Die Sorge für meine Ehre", der Mädchenstolz.

Viele, viele sehen ihren Wert in der „Liebe", im Begehrtwerden, in der Zuneigung eines Burschen (das wird in der Stadt nicht anders sein); sie meinen, es wäre nichts an ihnen, sie wären nicht schön und tüchtig, wenn niemand sie begehren würde. — Daß sie in sich selber einen Wert haben, und daß das rein sinnliche Begehren sie geradezu erniedrigt, zum Spielzeug macht, das ahnen sie nicht oder sie lassen sich durch Versprechungen und Schmeicheleien betäuben. Sie glauben, wenn sie sich hingeben, des andern Teiles um so sicherer zu sein; sie sündigen, um geheiratet zu werden, und steht einmal die Heirat fest, so machen sie sich wenig Gewissen aus ihrer Willfährigkeit, während doch ein sittlich reines Leben die beste Vorbereitung auf die Ehe ist. Nicht selten sind sie die Verführerinnen. Eine alte Bäuerin hat gesagt: „Früher mußte man zum Mädel sagen: Mädel, hüt' dich. Jetzt muß man zum Burschen sagen: Bursch, hüt' dich!"

Woher kommt die geringe Hochschätzung der Jungfräulichkeit, ihre leichte Preisgabe?

a) **Von mangelhafter Erziehung.** Der sittliche Charakter der Mädchen wird, was die weibliche Ehre betrifft, vielfach von den Eltern, besonders von der Mutter verdorben. Sie ist oft eine geborene Kupplerin; sie lauert schon lange auf Heiratsmöglichkeiten, redet davon, wenn die Kinder noch in die Schule gehen. Jeder Bursch wird geprüft, ob er eine passende Partie

für ihr Mädel sein könnte, aber nur nach der Vermögens- und Erwerbsseite hin. Die beliebtesten Gesprächsstoffe der Frauen und Mädchen sind: Liebschaften, Verlobungen, Heiratsaussichten, wer zu der und zu jener geht.

Nach der Schulentlassung hört die Erziehung der Mädchen vielfach auf, wenn sie überhaupt bis dahin in der Familie gedauert hat. Sie werden fast wie Erwachsene behandelt und haben zu viel Freiheit. Die elterliche Gewalt ist schwach. Manche Eltern meinen, ledig müsse man auch seine „Freude" haben; sie haben da ein weites Gewissen, weil sie es selber auch nicht anders gemacht haben; sie getrauen sich aus diesem Grunde nicht so streng zu sein, wie sie sollten, besonders wenn die Tochter ihrer Mutter in dieser Beziehung Vorhalt machen kann. Sie machen sich nicht viel aus der Unsittlichkeit der Tochter, wenn sie zur Heirat führt. Oft sind sie beim Fall derselben hauptsächlich oder nur wegen des Geldes, das es kostet, entrüstet.

b) **Von der blöden Leichtgläubigkeit der Mädchen** („Was man wünscht, glaubt man gern"), ihrer Unerfahrenheit, Urteilslosigkeit, Widerstandslosigkeit gegen Schmeicheleien. Diesen sind am meisten eitle, gefallsüchtige Mädchen zugänglich. Manchmal haben Burschen und Männer, die auf ihresgleichen nicht den geringsten Einfluß auszuüben vermögen, eine grenzenlose Gewalt über Geist und Körper eines Mädchens. Geschenke spielen auf dem Lande keine besondere Rolle.

Warnt man mit Hinweis auf bereits Gefallene, so meinen sie: „Bei mir ist's was anderes, meiner ist treu." — Helene Most erzählt in ihrer Lebensbeschreibung („Geh hin und künde" [Freiburg, Herder] S. 18), wie ihre Schwester sie vor früher Liebe — sie hatte sich in eine solche eingelassen — warnte. Die Schwester sagte, wie töricht und gefährlich eine solch frühe Verbindung sei, wie die jungen Menschen sich fast immer „auseinanderentwickeln", wie der männliche Teil fast nie die Treue halte. „Ich sah schon ein, daß sie recht urteilte, d. h. für alle andern Fälle, nicht

aber für den meinen." — So leben sie in übergroßer Vertrauensseligkeit. Mit irdischen Klugheitsgründen allein wird man sie nicht sittlich fester und stolzer machen können, höchstens vorsichtiger vor den Folgen, was für ihre Sittlichkeit kein Gewinn ist.

c) **Vom Gefühl der Vereinsamung.** Das hat z. B. der weibliche Dienstbote jetzt mehr als früher, weil er viel wandert; er wird in der Familie des Dienstherrn nicht mehr heimisch. „Stelle dich an den Platz einer armen Magd bei einer bösen oder scharfen Frau, und das Mädchen hat weiter niemand auf der Welt, auf den es sich verlassen kann, der sich im Fall der Not seiner annimmt. Und wenn es sich abends niederlegt und am frühen Morgen aufsteht, keinen Menschen, an den es mit Freude denken kann. Es hat das Gefühl des Verlassenseins, ein Gefühl, das dem des Wanderers gleicht, der in der Fremde, in dunklem Wald und bei hereinbrechender Nacht sich allein sieht. Schaurig wird ihm zu Mute. Wäre nur ein Hund bei ihm, Liebe und Leid zu teilen, ihm würde wohler sein. Da sieht er ein düsteres Lichtlein, das durch die Nacht dringt. Er glaubt die Sonne zu sehen. Die gebrechlichste Hütte, die ihn aufnimmt, wird ihm zum Palast; ein runzlig Gesicht, das ihn freundlich empfängt, sieht er lieber als das schönste Antlitz." So kommt Jeremias Gotthelf (im „Bauernspiegel") das Gefühl des armen Dienstboten vor, um den niemand sich recht kümmert. Ob das nicht auch mit Ursache ist, daß so manches Mädchen sich leicht betören läßt von der „Liebe"? Das einsame, verlassene Herz glaubt so leicht dem schmeichelnden Wort. Es braucht und will einen Freund fürs Leben und findet gar oft statt wahrer Liebe und Treue nur einen kurzen Rausch der Leidenschaft, um dann, wenn er verflogen ist, um so verlassener zu sein.

d) **Von ihrem Hauptziel, unter die Haube zu kommen.** „Nach dem Mann sei dein Verlangen" (1 Mos. 3, 16 nach dem Hebräischen). Was für den Mann der Beruf ist, nämlich:

Selbständigkeit, Lebensstellung, Zukunft, Versorgung, das ist für sie die Heirat. Wenn der Bauernsohn von guter Art gern ein Bauer werden will, warum soll die Bauerntochter nicht gern eine Bäuerin werden? „Es ist ja nicht wegen des Mannes allein, der auch nicht zu verachten ist, sondern wegen des unabhängigen Regiments, das eine richtige Bäuerin führt, wegen der Achtung, in der sie steht" (Gotthelf).

Oft verdrängt der Gedanke ans Heiraten alles andere. Es gilt als Lebensglück, als „Versorgung". — „Wer hat dich erlöst?" fragte der Pfarrer im Brautexamen die Braut. Die Antwort war: „Der Bergbauernhans." — „Blümlein man holt im Hag; mich doch keiner holen mag", klagt das Mädchen im Volkslied. Oft steht die leiseste Aussicht aufs Heiraten höher als aller jungfräuliche Stolz. — Eine Dienstmagd in einem ländlichen Pfarrhof wollte nicht mehr bleiben: Sie wurde gefragt, ob es ihr nicht mehr gefalle. Da sagte sie, eine ganz ordentliche Person: „Ich bliebe gern im Pfarrhof, aber dann krieg' ich keinen Mann." — Dabei ist auf dem Lande die Heiratsaussicht eine geringe, da man ohne Besitz, mit der bloßen Arbeitskraft wie in der Stadt, nicht heiraten kann.

Bemerkenswert ist noch die große Freiheit im Reden, das Lachen über verfängliche Dinge. Da ist zu sagen: Sie empfinden anders als wir. Die Sinnlichkeit hat in ihrer Seele mehr Gewalt. Man denke auch an die vielen derben Bezeichnungen, Redensarten, an die Beobachtung gewisser Vorgänge bei den Tieren — das wirkt abstumpfend. Das Lachen mag oft auch eine Folge der Überraschung sein. Viel macht die Neugier: „Was kommt weiter?" — Die Mädel sagen auch: „Man kommt am besten weg, wenn man einem frechen Burschen gleich tüchtig hinausgibt, und zwar in seiner Art und Weise. Wenn eine recht zimperlich tut, der machen sie es am allerschlechtesten." — Aber auch wenn die Mädel unter sich sind, ist ihre Unterhaltung oft nicht die beste.

Man klagt jetzt (freilich hat man das von jeher getan) über eine große Lockerung der sittlichen Bande. Die Zurückhaltung habe vielfach aufgehört; das Schamgefühl sei brüchig geworden; man scheue sich auch auf dem Lande nicht, als Geschlechtswesen (in der Kleidung) sich zu offenbaren; innere Widerstandskraft gegen Verführung sei wenig mehr vorhanden; man mache alles mit; bei Tanzbelustigungen gehe es viel freier und frecher zu, und der leichtere Teil der Jugend, der schon immer da war, gewinne die Oberhand. — Aber es hat früher auch stark gefehlt. Die Erschwerung der Eheschließung, die geringe Möglichkeit der Selbständigmachung und der Abwanderung in eine arbeiterbedürftige Industrie und ungezügelte Sinnlichkeit waren die Ursache vieler sittlicher Verfehlungen. Aber jetzt soll auch im letzten Punkte sich eine Umwandlung bemerkbar machen. Der frühere voreheliche Verkehr war ein natürlicher. Er hatte seine natürlichen Folgen und trug so in sich schon einen Umstand der Hemmung. Erst in neuerer Zeit wird auf dem Lande die Vorsicht geübt vor den Folgen, selbst allerlei Schutzmittel lernt man kennen. Wo das eingedrungen ist, erscheint die geschlechtliche Unsittlichkeit nicht mehr vereinzelt wie eine Überrumpelung des jungen Menschen durch den starken sinnlichen Trieb; sie erscheint nicht mehr in natürlichem Gewande, sondern trägt in sich die Neigung zu einem gewohnheitsmäßigen Laster. Man kann ungescheut der Sünde frönen, weil die natürlichen Hemmungen ausgeschaltet sind. So tritt eine unnatürliche, den weiblichen Charakter erniedrigende, entnervende Unkeuschheit an die Stelle der mehr natürlichen (siehe Handbuch der Jugendpflege [Langensalza 1913] S. 14).

g) **Das Familienleben.**

Da brauchen die vielerlei Fragen nur angeschnitten zu werden, da sie offen zu Tage liegen. Die Familie ist nirgends von solcher Wichtigkeit wie auf dem Lande. Sie ist nicht bloß volle Lebensgemeinschaft, auch Arbeitsvereinigung, und muß eine Menge Pflichten leisten: Erziehung der Kinder und teilweise Fortbildung

und Anlernung im Beruf, Erholung und Vergnügen, Krankenpflege. In der Familie, nicht in der Öffentlichkeit liegt der Schwerpunkt des Lebens.

Wie kommt die Ehe zustande? Früher mit viel Zwang, solange die elterliche Gewalt noch überstark war; jetzt noch spielt das Geld eine große Rolle, des Hofes wegen. — Sind Vermittler tätig? — Oft heiraten zwei, die sich gar nicht kennen. Da sie aber, was ihre Person betrifft, keine großen Erwartungen hegen (Matrimonium amant, non maritum; Tac., Germ.), so folgt gewöhnlich keine besondere Enttäuschung. Die Frau soll stark und tüchtig zur Arbeit sein und Kinder bringen. Heiratet eine Fremde ins Dorf, so tut sie sich oft schwer; ja früher fürchtete man von ihr Hexenwerk.

Wie ist das Leben in der Ehe? Meist geht es gut; die viele Arbeit nimmt stark in Anspruch, die verhältnismäßig vielen Menschen, die zusammenleben, schleifen einander ab. Früher gab es mehr Roheit und Prügel. Wie es jetzt ungefähr ist, darüber soll eine Frau urteilen: „Der junge Bauer ist oft anfangs ohne alles Verständnis für die ganz andere Beschaffenheit der Frau und für ihr Unterworfensein unter das Naturgesetz der mütterlichen Aufgabe. Als Arbeitskraft muß sich die Frau stark anstrengen. Der ermüdete Organismus vermag nicht mehr das Eheleben in Frische aufzunehmen, und die Frau empfindet es als Last, verheiratet zu sein, obwohl sie als Mädchen kräftig und sinnlich froher Art war. Da entsteht oft Bitterkeit dem Mann gegenüber, der sie körperlich beherrscht und über ihre Kräfte ausnützt. Es kommen die Kinder. Das einst so frische Mädchen zeigt nach den ersten zwei Jahren schon scharfe Züge und ein alterndes Gesicht. In diesem Druck der ersten Ehejahre wird die Frau unempfindlich, hart, das Leben nur real wertend, oder sie sucht Halt und Trost im göttlichen Willen und bekommt eine tiefe Auffassung vom Leben" (Maria Bidlingmaier, Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs, 1918, S. 167). — Obwohl der Frau schon viel Arbeit abgenommen wurde,

wie Spinnen usw., und die Maschinen auch ihr Erleichterung bringen, hat sie doch in mittleren Betrieben noch immer zu viel auf sich; auch die Stallarbeit sollte sie ganz abgeben können. Kümmerlich ist ihre Erholung („Das Dorf entlang“ S. 395).

Die Kinder sind auf dem Lande bisher willkommen gewesen. Die Kleinen werden oft stark verzärtelt. Wie steht es jetzt mit der religiösen Anleitung der Kinder? Werden sie, wenn sie gefehlt haben, noch vor das Stubenkruzifix geführt: „Was hast du getan? Das hat der Himmelvater verboten! Was wird dein heiliger Schutzengel sagen?“ — Wie ist es mit dem Elternsegen? Kümmert man sich um das Lernen der Kinder oder ist man gar noch gegen die Schule? Die Eltern spüren doch viele Lücken in ihrem Wissen. Früher hat man nicht soviel gelernt, besonders in wirtschaftlicher Beziehung, und heute werden so große Anforderungen gestellt durch die neue Betriebsweise, Buchführung, Genossenschaftswesen usw. Kümmern sie sich darum, daß es bei den Kindern besser wird? — Werden die Kinder über die Predigt, sonst im Katechismus ausgefragt? Hilft die Familie mit zur Vorbereitung auf die erste Beicht und Kommunion? Werden die Namenstage der Eltern und Kinder gefeiert? In vielen Familien schon gehen sie spurlos vorüber. Das häusliche Leben wird immer öder, gemütsloser.

Wie ist es mit den 13-, 14jährigen Kindern? Meist wachsen sie in diesem Alter von den Eltern weg, haben ihre Geheimnisse für sich, kämpfen in den wichtigen Jahren der Entwicklung meist ohne Hilfe, gehen einsam ihre Wege, haben nur Kameraden, die oft nicht die besten sind. Wissen die Eltern mit 15-, 16-, 17jährigen überhaupt etwas anzufangen? Viele Eltern scheinen nicht mehr zu wissen, wie es dem jungen Menschen zu Mute ist. Führen sie ihre Kinder ins Leben ein? Sind sie ihnen Wegweiser, Berater, ältere Freunde? Besteht zwischen Eltern und Kindern Aufgeschlossenheit, Vertrautheit, ein gegenseitiges Sichaussprechen? Werden die Eltern in ihren Bestrebungen unterstützt von einem Jugendverein, der zur Selb-

ständigkeit, Charakterfestigkeit überleiten soll, der in gemeinsamem Spielen, Singen, in körperlichen Übungen, in Belehrung und Unterhaltung ein frohes, gemütvolles Jugendleben schaffen — durch alles, was er treibt, soll auch das Familienleben selber bereichert werden — und auf das Mannesalter vorbereiten soll? Der Verein der heiligen Familie und der Christliche Müttervereín sollten den Eltern und Müttern hier das Verantwortlichkeitsgefühl lebendiger machen. — Der junge Mensch läßt sich heute auch auf dem Lande nicht mehr gängeln; er ist freier, selbständiger geworden. Da gilt es durch Zusammenarbeit von Kirche, Schule und Familie, das Gute in der Jugend so zu wecken, daß sie aus freiem Entschluß sich in die Familie einfügt und auf Zucht und Ordnung hält. — Die Lieder vom Vaterhaus, Elternliebe usw. sollten nicht in Vergessenheit geraten: „Ich weiß mir etwas Liebes auf Gottes weiter Welt" (Vaterhaus); „Wenn du noch eine Mutter hast"; „Am Ort, wo meine Wiege stand"; „Nur noch einmal in meinem Leben"; „Ich kenn ein einsam Plätzchen auf der Welt" (Elterngrab); „Wenn ich mich nach der Heimat sehn"; „Was mich im Leben recht vergnügt, das sind die alten Leut'."

Wie ist das Unterhaltungsleben in der Familie, an den Winterabenden? Wird erzählt, vorgelesen, gesungen, gespielt? Findet ein geistiger Austausch zwischen Eltern und Kindern statt? „Was miteinander arbeitet, ißt und trinkt, soll sich auch miteinander freuen" (Kolping).

Wie ist das Verhältnis zu den alten Eltern? Wir brauchen nicht bloß eine Jugendpflege, manchenorts auch eine Alterspflege. Wie sind die alten Leute oft so wenig geachtet auf dem Lande! Was haben sie für einen Trost! „Mei God, olt bist ja a scho und drobn hosts bessr ols herint, und wegn dem, wannst a versegn wirst, wegn dem muaßt no net sterbn. Hot ma eh nix af derer Welt do und du host de gschunden und plogt a scho gnua; ruahst di aus im Himmel. Wej long kons dauern, no kimmts a af uns und wanns ma's ner überstandn

hättn a scho" (Jos. Schramek, Der Böhmerwaldbauer [Prag 1915] S. 223). — Ein großer Segen ist eine gute Großmutter — „sie ist ein Zaun ums Haus herum", sagt das Sprichwort.

Ist etwas vorhanden, was wie eine Hauschronik ausschaut? Sie soll mit den Vorfahren verbinden, die Familiengeschichte und Überlieferung pflegen und weiterführen, eine Familienehre begründen.

Wie steht es mit den Dienstboten? Sind noch Reste des patriarchalischen Verhältnisses vorhanden? Für die Einsetzung ihrer Arbeitskraft und für den Verzicht auf Vater- und Muttersorge sollen sie Ersatz finden in der fremden Familie, die sie aufnimmt. Das alte familienhafte Zusammenleben hat sich erhalten lassen, solange die Dienstboten anlehnungsbedürftig waren. Jetzt sind sie mehr selbständig geworden. Knüpft sie nur der Vertrag, die Arbeit und der Lohn ans Haus, so ist das kein christlich-sittliches Verhältnis mehr. Welche Erfahrungen macht man mit dem Dienstbotenverein? Er soll seinen Mitgliedern einen Rückhalt geben, ihr Pflichtgefühl stärken, daß sie sich bewußterweise in die Familie und Wirtschaft einordnen und die Überzeugung gewinnen, daß Wohl und Wehe der Ehehalten und Bauern miteinander eng verbunden sind.

Wie wird heute die Nachbarschaft gepflegt? Ist auch alles Verpflichtende der Vorzeit geschwunden, aus freiem Willen, aus christlicher Nächstenliebe soll geleistet werden: Hilfe in allen Nöten, Teilnahme an Freud' und Leid, frohe Geselligkeit und Aufrechterhaltung von Sittlichkeit und Ordnung. — Stark hat das Verwandtschaftsgefühl gelitten. Einst war die Sippe wie eine große Familie, die ihren Gliedern Schutz und Unterstützung und den Unmündigen Vormundschaft gewährte. Das wird jetzt durch Gemeinde und Staat geleistet. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit („Blut ist dicker wie Wasser"), oft noch verstärkt durch die Gevatterschaft, soll bleiben und gepflegt werden.

Die Gemeinde, früher ein wirtschaftliches und soziales Gebilde, ist zu einem Nebeneinander geworden, das nur durch polizei-

liche und Verwaltungsmaßnahmen zusammengehalten wird. Der Gemeindebesitz ist größtenteils aufgeteilt worden. Wenn nicht die allseitige Zerrüttung unserer Verhältnisse durch Krieg und Umsturz gekommen wäre, hätte Hoffnung bestanden, daß die Raiffeisenvereine und das Genossenschaftswesen dazu verholfen hätten, Pflichtgefühl, gegenseitige Stützung und Unterstützung, Gemeingeist und soziale Fürsorge in Dingen, die der einzelne nicht leisten kann, zu befördern. So hätte der christliche Geist im öffentlichen Leben durch größere Verantwortlichkeit im eigenen Betrieb und durch opferwilliges Zusammenhalten der Standesgenossen sich durchsetzen können. — Was sind sonst für Vereine in der Gemeinde, mit welchen Zwecken und Wirkungen?

Und die Verstorbenen? Wie ist ihr Andenken bei den Überlebenden, wie ihre letzte Ruhestätte im Gottesacker? Sie sollen fortleben nicht bloß im Besitztum und in der Arbeit, die sie zurückgelassen haben, auch in der dankbaren Erinnerung der Nachfolger, auch noch in den Worten und Mahnungen, in dem ganzen geistig-sittlichen Erbe, das das jetzige Geschlecht von ihnen überkommen hat.

3. Einfluß der Religion auf das sittliche Leben des Bauern.

Religiosität (sie ist die höchste der Tugenden) und Sittlichkeit sind ihrem Wesen nach in sich selbständige Lebensäußerungen, voneinander verschieden. Auf das Glauben folgt nicht schon das Tun. „Es ist viel leichter, andächtig zu schwärmen, als gut zu handeln.“ Der Wille legt sich seine Beweggründe oft nach Gutdünken zurecht.

Religiosität und Sittlichkeit sollen sich aber im Menschen zur Einheit zusammenschließen, sich gegenseitig ergänzen, befruchten. Die Religion soll zum Guten treiben; sie soll Beweggründe und Kraft zum Guten, gegen das Böse geben. Sittlichkeit ist ja nichts anderes als Glaube und Religiosität in der Tat, ins Werk gesetzt. Die Religion ist etwas für alle Tage und darf sich nicht vom Leben trennen. Sie ist der Ur-

quell all unseres Denkens und Redens und Handelns. Sie ist nicht bloß ein Fürwahrhalten der Offenbarung, nicht bloß ein Gottesdienst mit Gebet und Kirchgehen, sondern die Heiligung des ganzen Menschen.

Bei manchen ist das ganz anders. Sie führen ein Doppelleben: im täglichen Leben haben sie als Leitgedanken den Besitz und seine Mehrung, die Arbeit oder was sonst ihre Seele erfüllt; am Sonntag und in der Kirche wollen sie Gott dienen. Draußen, meinen sie, muß man fleißig sein, muß man lustig sein, wie es halt kommt; in der Kirche muß man fromm sein. Sie betrachten die Religiosität wie ein Festkleid, das man am Sonntag anzieht und unter der Woche in den Kasten hängt. So ist es möglich, daß sich die Religiosität mit der Unsittlichkeit zusammen findet und verträgt, besonders wenn man mehr dem Gemüt als der vom Glauben erleuchteten Vernunft folgt.

Wie steht es da beim Bauern? Macht sein Glaube, seine religiöse Übung ihn sittlicher, wohlwollender gegen den Nächsten, verträglicher, ehrlicher, strenger in Gedanken und Reden, achtsamer in Erfüllung der Standespflichten? Beurteiler, die dem Landvolk ungünstig gesinnt sind, verneinen die Frage und wollen dartun, daß der Bauer aus religiösen Gründen nichts Böses unterlasse, wenn es ihm vermeintlichen Nutzen bringe: Betrug, Meineid, Unkeuschheit (mit der Aussicht auf die Heirat oder mit Verhinderung der Folgen), Feindschaft. — Ich möchte die Frage teilen:

a) Macht des Bauern **eigenartige Religiosität**, wie sie früher gekennzeichnet wurde (eigenartig durch die geistige Anlage, den Beruf und die überlieferte Sitte), ihn sittlicher?

Soweit sie einen guten Kern hat, wird sie guten Einfluß ausüben. Der starke Glaube und der Gottesgedanke, der in seinem Leben noch große Bedeutung hat, das entschiedene äußere Bekenntnis des Glaubens, die Unterwerfung unter die Autorität, die vielfachen Werke christlicher Frömmigkeit sind gute Wirkungen dieser religiösen Eigenart und rufen selbst wieder sittliches Handeln hervor.

Soweit sie aber unvollkommen ist (Gefahr der Veräußerlichung, Hang zur Diesseitigkeit, Gewohnheitsmäßigkeit), wird sie seine Sittlichkeit schlecht beeinflussen.

b) Macht die **kirchliche Religiosität** (die er natürlich auch nach seiner Art übt) den Bauern sittlicher? Nämlich: Kirchgehen, Anhören der Predigt, Beicht und Kommunion, Wallfahren, Einfluß des Priesters?

Wenn der Seelsorger und Prediger diese mannigfachen Einrichtungen, vor allem die Predigt, der religiösen Eigentümlichkeit des Landes anpassen kann, wenn er auf ein religiöses Bauernleben hinarbeitet, so wird das für die sittliche Besserung nicht ohne Erfolg bleiben können, gerade wie es bei den andern Berufsklassen der Fall ist, die nach ihrer Eigenart religiös geleitet werden. Nach der vorhandenen Aufnahmefähigkeit, nach dem guten Willen oder nach dem innern Widerstreben der einzelnen wird die Wirkung eine größere, eine geringere oder gar keine sein. Ohne eigene Mühe und ohne täglichen Kampf kann freilich der Glaube den Willen nicht lenken. Das ist bei allen Menschen so. Wird aber das Landvolk von Jugend auf nach seinen eigenartigen Bedürfnissen kirchlich beeinflußt, dann wird die Religion sicher immer mehr zu einer innern Lebensmacht werden, die in der Umwandlung des sittlichen Menschen nach außen hervortritt; dann wird auch die kirchliche Frömmigkeit geübt werden: nicht aus bloßer Gewohnheit, weil es die andern auch so machen; auch nicht aus Furcht vor Strafe, da man es doch mit Gott, der einen immer in der Hand hat, nicht verderben dürfe — sondern aus Liebe zu Gott und zum Heiland.

Wo man diese Rücksicht nicht nimmt, wird der seelsorgerliche Gewinn im ganzen noch geringer sein. So wird die Wirkung auf das Familienleben und die Kindererziehung, auf die Heiligung der Arbeit, auf das sittliche Verhalten (Feindschaft, Betrug, Unkeuschheit), auf die Hinnahme von Prüfungen und Leiden dürftig sein, wenn man nur im allgemeinen die Sittenlehre vorträgt und die Anwendung auf die besondern Verhältnisse

des Bauernlebens dem einzelnen selbst überläßt. Das kann er nicht leisten; er wird das oben gekennzeichnete Doppelleben ungestört weiter führen, d. h. das kirchliche Leben wird ohne nennenswerten Nutzen für sein sittliches Verhalten sich abspielen.

4. Die sittliche Umwandlung.

Ist nicht in mancherlei Beziehung auch eine Wendung zum Bessern festzustellen? Gewiß. Weniger geworden ist die Roheit, die sich gern im Händelsuchen und Raufen mit den schlimmsten Folgen („Heut ist's sakrisch lustig, heut muß noch einer hin werden") äußerte. Jahrzehnte hindurch wurden früher oft Feindseligkeiten zwischen zwei Nachbardörfern in gröbster Weise ausgetragen. So berichtet die Passauer Zeitung „Passavia" vom 14. September 1841: „Neuötting, 9. September 1841. Die Bauernburschen von zwei benachbarten Dörfern in der Nähe der Stadt Mühldorf, durch vieljährigen Haß entzweit, stießen gestern nachmittags in einem Wirtshaus so feindlich aufeinander, daß sich eine höchst blutige Schlägerei entspann. Es waren etwa 200 Burschen. Gendarmen, Gerichtsdiener und eine Abteilung der Landwehr von Mühldorf hatten Arbeit genug." — Ich kenne zwei Ortschaften, deren Burschen bei Gelegenheit des Bittganges „herkömmlich" einander verprügelten — man mußte den Bittgang anderswohin führen. —

Draußahoi Garching (in Oberbayern)
Is a greana Boschn.
Wenn a fremda Bursch rei geht,
Werd er außi droschn.

Es gab Gegenden, in denen keine Tanzmusik ohne Blutvergießen zu Ende gehen konnte. — Weniger geworden ist die Unmäßigkeit. Die alten Bauern haben oft ganz barbarisch gesoffen, tüchtige Räusche heimgeschleppt. Jetzt würde es keinem Menschen mehr einfallen, die Arten und Namen der Räusche auf einem Bilde im Wirtshaus auszuhängen. —

Im großen und ganzen aber hat die Entwicklung den Bauern sittlich nicht gehoben. Das soll hier nachgewiesen sein nach zwei Richtungen: nach dem Eindringen der Geldwirtschaft und nach dem Aufgeben der bäuerlichen Art. Dann folge noch die Umwandlung, die das Stadtleben an den Zuwandernden hervorbringt.

a) **Einfluß der Geldwirtschaft.**

Der vorkapitalistische Mensch ist der natürliche, wie Gott ihn geschaffen hat, mit den natürlichen Lebensbedingungen, der mit beiden Beinen fest auf der Erde steht, weil er fast alles selber hervorbringt, was er zum Leben braucht. Mensch und Natur sind füreinander geschaffen. Nichts Fremdes drängt sich zwischen sie. Die Natur ist für den Menschen da und alles wird nach dem Menschen und seinen Bedürfnissen gemessen und abgeschätzt.

Dann kam die Geldwirtschaft und Geldherrschaft. Seit 1850 wurde auch Grund und Boden als Kapital betrachtet, beweglich gemacht, während er seiner Natur nach etwas Festes, Unbewegliches ist. Damals und später sah man im möglichst lebhaften Austausch und Handel des Bodens, in der Bewegung der Bauernhöfe und der Bevölkerung lauter Fortschritt. So würde, dachte man, der Hof an den Tüchtigsten kommen. Der Besitzer konnte nach Willkür über Grund und Boden verfügen, ihn verkaufen und kaufen, verschulden. Das Bauerngut wurde nach Geld gewertet; der Sachwert, der geschichtliche, familienhafte, der Gemütswert wurde immer weniger beachtet. Der Bauer brauchte immer mehr bares Geld: zum Steuerzahlen, zu Bauten, Maschinen, Kunstdünger. So drang der Geldgeist, das kaufmännische Rechnen immer mehr ins Bauernleben, in die Bauernwirtschaft ein. Hatte man schon immer bei der Eheschließung — oft notgedrungen — ganz besonders auf das geschaut, was die künftige Frau zubringen werde, jetzt wurde alles nach Geld eingeschätzt. Früher war das schnelle Reichwerden verdächtig, es wurde der Hilfe des Teufels zugeschrieben;

jetzt konnte man sagen: „Geld regiert die Welt.“ Dadurch wurde anders:

Das Verhältnis zu den Eltern. Die Ausnahme, das Altenteil, früher mehr in Bodenerzeugnissen gegeben, die die Eltern noch an den Hof, an die Familie banden, wurde immer mehr zu einer Geldabfindung; wenn die alten Eltern nicht mehr arbeiten konnten, mußten sie gar oft empfinden, daß sie zur Last geworden (hier ist nicht zu verschweigen, daß die Klagen der Bauerneltern über ihre Kinder uralt sind); jetzt ist man wieder auf die frühere Ordnung zurückgekommen.

Das Verhältnis zu den Kindern: bezüglich ihrer Zahl; auch da berechnet man schon; man will selber regeln, was man einst der Naturbestimmung, dem Willen Gottes überließ. Statt vom Kindersegen spricht man von der Kinderlast. Die Kinder werden auch zu früh zu schwerer Arbeit herangezogen.

Das Verhältnis zu den Geschwistern. Früher herrschte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wenn auch immer schon Eifersucht und Neid sich bemerkbar machten. Der Hof ging vor allem. Die Geschwister, wenn sie nicht heirateten, blieben mehr beisammen und arbeiteten auch nach der Übergabe beim verheirateten Bruder. Der gesamte Hausstand trat für alle ein. — Dann begann jedes zu rechnen: Was bekomme ich, welcher Teil trifft mich, was kann man aus dem Hof herausziehen? Die Geschwister fühlten sich nicht mehr heimisch in der alten Familie, sie gingen fort, mußten zum Teil fortgehen in die Stadt, in die Industrie.

Das Verhältnis zu den Dienstboten. Lange Zeit war es trotz der Klagen ein hausväterliches. Der Dienstbote wurde als zur Familie gehörig betrachtet, verschmolz um so mehr mit ihr, je länger er im Hause diente. Der Bauer galt als Vater, die Bäuerin als Mutter — wurde da und dort auch so angeredet. Man aß zusammen aus derselben Schüssel, der Dienstbote wurde im Alter abgenährt. — Jetzt wird im Dienstboten mehr die Arbeitskraft geschätzt als die Person. Der Lohn wurde,

bis die letzte Zeit wieder eine Änderung brachte, immer mehr zum Geldlohn, oft mit wöchentlicher Auszahlung. Die Dienenden machen sich mehr und mehr frei von der häuslichen Zucht; sie brauchen nur ihre Arbeit gut zu tun. Im übrigen wollen sie frei sein; tatsächlich sieht man guten Arbeitskräften, notgedrungen, wie man sagt, vieles nach. Das hat auch schlimme Wirkungen auf die Kindererziehung, weil man die Zügel immer mehr lockern muß. Die Dienstboten fühlen sich im Hause fremd, wechseln häufig. „Wir müssen dem Bauern den Narren machen", sagen sie.

Das Verhältnis zu den Tieren. Früher mehr Mitgefühl, mehr Anhänglichkeit an die unvernünftigen Mitarbeiter, mehr Stolz auf wirklich schöne und starke Tiere — jetzt gelten sie lediglich als Ware. Gotthelf schildert („Käserei in der Veh- [Vieh-] Freude"), wie durch Errichtung einer Käserei das Verhältnis zu den Tieren ein anderes wird: man wollte jetzt bloß mehr Kühe haben, die zu Beginn der Grünzeit kalbten und dann, in der günstigsten Zeit, Milch zum Verkauf gaben. Da ging nun ein großer Handel los. Vorher hatte man die Tiere selbst aufgezogen; sie waren wirkliche Haustiere, es bestand eine Art Anhänglichkeit und gemütvolle Wertschätzung. Ja, sie waren anerkannte Glieder des häuslichen Lebenskreises und nahmen Teil am Wohl und Wehe des Hauses. Wenn der Hausvater starb, wurde sein Tod den Haustieren — auch den Bienen — angesagt.

Das Verhältnis zu den alten Sachen, zu den Hausaltertümern. Man wertet sie nach dem baren Geld, das sie einbringen können, nicht nach ihrem hausgeschichtlichen, angestammten Wert, und gibt sie leichten Herzens weg. Früher wurde dem, was man vom Vater und Großvater ererbte, eine Art Zauberkraft zugeschrieben (Erbbücher, Erbschlüssel, Erbsäbel, Erbsilber, Erbringe): darin sprach sich ein hoher Familiensinn aus; das Angestammtsein gab ihnen eine besondere Weihe. Jetzt hat man in vielen Gegenden so ziemlich allen Sinn verloren für das ge-

diegene Alte, verschleudert es und erwirbt dafür städtischen Plunder, der nicht auf das Land paßt.

Das Verhältnis zur Wirtschaft. Sie wird immer mehr auf den Verkauf eingestellt, immer weniger auf den Selbstverbrauch. Die Naturalwirtschaft dachte in Gütern und arbeitete für den eigenen Bedarf. Der Mensch war die Hauptsache. Jetzt erzeugte man für den Markt. Der zu ausgedehnte Milchverkauf brachte vor dem Kriege da und dort sogar Unterernährung von Bauernkindern. Man hat vielfach den Anbau von Flachs, Hanf, die Haltung von Schafen usw. aufgegeben, weil man möglichst viel verkaufen und dafür „feinere, vornehmere" Sachen einkaufen wollte. So schwand die alte Einfachheit des Lebens. Man schämte sich bis auf wenige Gegenden der alten Tracht, und das Geld half dazu, die wechselnde Mode einzuführen. Man wollte „auch schön" sein und man konnte es jetzt dem Städter, wie man meinte, gleichtun: „Wir haben's ja." Die Vergnügungssucht, das reine Wirtshausleben wuchs; immer war was los. — Die letzten zehn Jahre haben ja in der Wertschätzung der eigenen Bodenerzeugnisse wieder manches anders gestaltet.

Das Verhältnis zum Beruf. Früher lebte der Bauer für sich und seine Familie von seiner Arbeit. Etwas anderes kannte er nicht. Gott hatte ihn dazu bestimmt, das war sein Glaube; und sein Ziel war: ein auskömmliches Leben, die Versorgung seiner Kinder in seinem Stand. — Dann begann man sein Leben mit dem der andern zu vergleichen: „Wo kann ich mehr verdienen; wo kann ich bequemer leben?" Vor dem Kriege hatten wir z. B. in Niederbayern eine Landflucht der Bauern zu beklagen. Da sagte man sich: „Warum sich schinden und plagen und mit den Dienstboten sich abärgern, verkaufen wir und ziehen wir fort; anderswo bekommen's wir besser." — Und heute? Die Unsicherheit aller Verhältnisse, das „Schwimmen im vielen Geld", dann die Geldentwertung und die Verluste, die sie mit sich brachte, dabei aber auch die Sicherheit der Ernährung durch die eigene Wirtschaft gegenüber dem hungernden Städter usw. —

sie haben wohl wieder fester an Grund und Boden gebunden, aber im Innern ist alles ins Wanken geraten.

Das Verhältnis zur christlichen Nächstenliebe wurde durch die staatliche Zwangsregelung und die Versicherungen ein anderes. Einst gab man dem Armen, wenn auch unter dem Druck der Sitte, doch persönlich das Almosen; man pflegte den kranken Dienstboten, ernährte ihn im Alter, in der Erwerbsunfähigkeit; man gab dem Abgebrannten und andern von wirtschaftlichen Unfällen Heimgesuchten — dann wurde alles mit Geld abgemacht, zwangsweise eingefordert durch die Armenpflege, durch Kranken-, Alters-, Unfall-, Hagel-, Feuerversicherung. Äußerlich war das ein Fortschritt, weil mehr geleistet wurde, weil der Bedürftige einen Anspruch hatte auf Unterstützung und Lebensunterhalt; innerlich, seelisch war es ein Nachteil. Es ist etwas anderes, ob ich den Armen vor mir habe und seine Not lindere, ob ich den Kranken selbst pflege und für die alten Tage eines Knechtes sorge, oder ob ich diese Pflichten der Nächstenliebe mit Geld abmache und mir den Bedürftigen ganz vom Leibe halte. „Werden die Marken für die Versicherung mit christlicher Gesinnung geklebt?" hat einer gefragt.

Die Geldwirtschaft, größtenteils auf Schein und Trug aufgebaut, jetzt in sich zusammengebrochen (vielleicht, daß die Not und die Sparsamkeit uns wieder sittlich reicher machen) hat in den letzten vierzig Jahren eine gewaltige Umwandlung mit sich gebracht: Schwinden des Gewissens, des Verantwortlichkeitsgefühls, der Treue und christlichen Liebe. Nimmt man dazu noch den Einfluß des wachsenden Verkehrs mit der Stadt, der Presse, der neuen Wirtschaftsweise, des langen Krieges und des Umsturzes, so ist leicht zu erklären, daß der alte typische Bauer, auch was das sittliche Leben betrifft, mit seinen guten und schlimmen Seiten heute nicht mehr zu finden ist.

b) Aufgeben der bäuerlichen Art.

Davon handelt ausführlicher mein „Bauer, es ist Zeit!" Pflanzen und Tiere haben ihre Arten, auch die Menschen gruppen-

weise ihre Eigentümlichkeiten. Wenn es auch die alten Stände heute nicht mehr gibt, so haben wir doch kein gleichartiges, unterschiedsloses Volk. Stadt und Land, welch verschiedenartiges Leben haben sie!

Das Landleben hat seine eigenen Gesetze, weil es verwachsen ist mit der Natur, wenig Menschen in kleinem Kreise umfaßt und deren Glück vor allem durch die Familie begründen will. Das Land hat es auch verstanden, sich eine Kultur, eine Lebenserhöhung und -veredlung aus eigenen Mitteln zu schaffen. Es hat trotz Unfreiheit und Armut sich Häuser gebaut, die den landschaftlichen Bedingungen angepaßt waren und bei aller Einfachheit malerisch wirkten; es hat sie mit einer stimmungsvollen, farbenfreudigen Einrichtung versehen; sich in eine Tracht gekleidet, die den Unterschied von der Stadt ausdrückte und größtenteils ein Beweis von Geschmack und Kunstsinn war; eine Lebensführung gepflogen, die durch Sitte und Brauch die einfachsten Vorgänge sinnvoll gestaltete und den häuslichen Herd zum Mittelpunkt eines gemütvollen Daseins machte; in Festen und Spielen nach dem Lauf der Natur sich draußen im Freien gemeinsam vergnügt; in eigener Dichtung, in Sagen, Märchen, Liedern, Schauspielen die Erinnerung an die Vergangenheit bewahrt und das Leben sich ausgedeutet — das ist die alte Bauernkultur. Alles im Leben war bäuerlich. Inneres und Äußeres paßten zusammen wie Kern und Schale.

Wer schätzt dieses Altbäuerliche? Kurz gesagt: die Stadt, die Studierten, die Bildung. Die Künstler stellen das alte, schöne Bauernhaus, den Trachtenbauern dar; man sammelt alte Tische und Stühle, Kästen und Truhen und Schüsseln; man gründet Volksliedervereine (z. B. in München), führt Volksschauspiele, alte Mysterienspiele auf. — Der Bauer hält seine Art für minderwertig, für etwas, dessen er sich schämen muß; er baut sich jetzt Häuser nach städtischem Muster, die überall hinpassen mögen nur nicht aufs Land; er will nicht mehr Bauer heißen; hat die Hausaltertümer verkauft, die alten Bräuche schwinden

lassen; er will seine städtische Einrichtung, kleidet sich wie ein Städter, will leben und sich vergnügen wie ein Städter. Er will ein Allerweltsmensch sein und hat allen Sinn für seine Art verloren. Man kann ihn in dieser Beziehung vergleichen mit einem ganz verlotterten Adel, mit einem ganz verweltlichten Klerus.

Als das Städtische aufs Land drang, hätte der Bauer vieles lernen, manches annehmen können, aber er hätte seiner Art treu bleiben sollen. Das tat er nicht. Es ging da etwas Ähnliches vor wie bei der Umwandlung, die die „Kultur" an den Naturvölkern bewirkt hat: die bisherigen Anschauungen und Sitten lockerten sich und wurden aufgegeben; aber im großen und ganzen lernten die Naturvölker von der Kultur nicht das Gute und Edle — dazu waren sie nicht fähig —, sondern meist nur die Unarten. So nahm auch der Bauer von der Stadt in der Hauptsache nur das Äußerliche, den Schein an, so daß sein Leben unwahr geworden ist. — Ob das nicht auch mit ein Grund ist für die größere, innere Entfremdung von Stadt und Land? Für den Städter mag der Bauer eine Art von poetischem Reiz gehabt haben, solang er noch in seiner Ursprünglichkeit ihm entgegentrat. Je mehr der Bauer Eigenschaften des Städters annimmt, desto uninteressanter, vielleicht abstoßender wird er ihm erscheinen (wozu heute noch der wirtschaftliche Gegensatz kommt).

Was wäre heutige Bauernart? Das alte Bauerntum ohne seine Mängel (Gewohnheitsmäßigkeit, geistige Dumpfheit, Interesselosigkeit usw.), ausgestattet mit dem Guten, was die neuere Zeit ihm gebracht hat (bessere Lebens- und Wirtschaftsweise, Genossenschaftsgeist, Standesbildung usw.). Jeder soll seine Art ausbilden und vervollkommnen; darin liegt sein Glück. Der Geistliche soll ein ganzer Geistlicher sein, der Bauer ein ganzer Bauer. Björnson sagt: „Es adelt ein Volk, die ehrenvolle Vergangenheit und die alte Überlieferung hochzuhalten; es adelt ein Volk noch mehr, mit Bewußtsein und Mut für die Zukunft zu arbeiten." Beides sollte der Bauer. —

c) **Die Umwandlung, die das Stadtleben bei den Zuwandernden hervorbringt.**

Die in die Stadt abwandernde Bauernbevölkerung verliert großenteils ihren Glauben und ihre religiöse Betätigung leicht und schnell. Junge Leute, auf dem Lande aufgewachsen, im Glauben unterrichtet, im Bauernhaus praktisch angeleitet, gehen in die Stadt, und nach einigen Jahren sind sie religiös gleichgültig oder glaubensfeindlich. Woher kommt das?

In der Stadt spürt man die Abhängigkeit von Gott nicht so sehr wie auf dem Lande. Der Mensch ist mehr auf sich selbst gestellt, auf seine Arbeit, seine Gescheitheit. Auf dem Lande ist Gott der Brotgeber, in der Stadt sind es Menschen. Da meint man, Gott nicht mehr zu brauchen wie früher, es gehe auch so.

Auf dem Lande erringt, erkämpft man den Glauben nicht; er kommt einem zu wie ein Erbstück. Religiosität ist immer noch Sitte, Überlieferung, Gewohnheit, die mancher gedankenlos mitmacht. Hören nun die bisherige Sitte, die kirchliche Zucht, das religiöse Gemeinschaftsleben, die einen getragen, beurteilt, unter einer gewissen Aufsicht gehalten haben, auf — und das tun sie, wenn man in die Stadt kommt —, so oft auch aller Glaube. Das schlechte Beispiel findet wenig Widerstand, zumal man meist allein steht. In der Stadt ist mehr die Unkirchlichkeit Sitte; die macht man jetzt mit. Zuerst wird man nachlässiger im Kirchenbesuch, dann im Privatgebet, oft kommt es zum wirklichen Abfall.

Auf dem Lande verläßt man sich oft zu sehr auf die äußere Religionsübung. Man meint, das bloße Verrichten des Gebetes, der äußerliche Besuch des Gottesdienstes sei die Hauptsache — oder wenn man es nicht meint, handelt man so; innere Vorbereitung und Sammlung kümmert einen wenig. Glaubensüberzeugung ist bei vielen jungen Leuten nicht vorhanden. Von den ländlichen Soldaten im Felde hieß es (Heiliges Feuer VI [1919] S. 181): „Die meisten waren im tiefen Innern

religiös gleichgültig, selbst wenn sie die Kultformen äußerlich betätigten." Nun kommen solche in die Stadt. Das neue Leben kommt ihnen als etwas Höheres vor. Werkstattgespräche, Auslagen, Zeitungen, Versammlungen, Verhetzung wirken auf sie ein. Sie wollen möglichst rasch alles „Bäuerische" ablegen. Dazu rechnen sie auch den Glauben, die Religion.

„Wäre es nicht möglich, die Landflüchtigen besser zu unterrichten, besonders apologetisch zu schulen und auf die Gefahren vorzubereiten?" so bin ich von Großstadtgeistlichen schon gefragt worden. Was wollte ich anders antworten als: „Wir bringen es bis jetzt nicht einmal fertig, die Bauernjungen in der Mehrzahl innerlich für ein religiöses Landleben zu erziehen, ihnen bewußte Glaubensüberzeugung und ein Leben aus dem Glauben beizubringen, noch viel weniger sie gegen die städtischen Gefahren, gegen die sie sich später vielleicht zu wehren haben, zu wappnen." Es ist auch viel leichter, den nicht festsitzenden Glauben zu erschüttern, als ihn zu begründen und persönlich zu machen. Vor allem müssen wir versuchen, die Jungen religiös in ihr Bauernleben hineinzustellen; die persönliche Einwirkung durch Burschenvereine hilft dazu mit; manches läßt sich dann wohl auch durch Aufklärung und Warnung tun; auf jeden Fall sollen sie, damit sie sich in der Stadt nicht ganz einsam und verlassen fühlen und allen Verlockungen von vornherein widerstandslos preisgegeben sind, an katholische Vereine und christliche Organisationen gewiesen werden.

V. Wie erlangt man die Kenntnis des Volkes?

„Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich" (Joh. 10, 14). Jeder Seelsorger soll die Seinen kennen. Das muß besonders schwierig sein für den Seelsorger in der Stadt. Und doch kennen wir im allgemeinen die Arbeiterseele fast besser als die Bauernseele. Wir haben von Arbeitern Lebensbeschreibungen und Selbstbekenntnisse, leider

meist von solchen, die dem Glauben den Abschied gegeben haben, wie Fischer, Bromme, Holek („Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters" von Wenzel Holek, Jena 1909 — das Buch sollte jeder Geistliche lesen), und von denen, deren Antworten über Weltanschauungsfragen Ad. Levenstein („Die Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der sozial-psychologischen Seite des modernen Arbeiters", München 1912) gesammelt hat. Sie zeigen darum mehr, was der Arbeiter an Religion nicht hat und wo er Ersatz sucht. Zur Kenntnis des Arbeiterstandes standen uns, sagen wir 50, 60 Jahre zu Gebote; zum Kennenlernen des Bauern hätten wir Jahrhunderte gehabt.

Wie lernt man das „Volk" kennen, das uns hier beschäftigt? Wo ist das Buch? Gibt es nicht! Na, was ist's dann mit dem vorliegenden da? Das ist es auch nicht. Man muß vor allem den Aberglauben abtun, daß man alles aus Büchern lernen kann. Wir lernen, soweit das überhaupt möglich ist, das Volk durch Beobachten, Erfahren und Miterleben, durch seine Vergangenheit, durch volkskundliche Werke, durch die Dichtung, die es selbst hervorgebracht hat, und durch Erzählungen, die es wahrheitsgetreu darstellen, kennen.

a) Eigene Beobachtung und Erfahrung.

„Ein Blick ins Buch und zwei ins Leben, das muß die Form dem Geiste geben" (Goethe). Ob das auch bei Erlangung der Menschenkenntnis das richtige Verhältnis ist? Sicher ist, man kann sie nicht am Studiertisch erwerben, sondern hauptsächlich im Umgang mit den Menschen. Wir müssen mit dem Volk verkehren (aber nicht „herablassend") und da ständig auf der Lauer liegen nach den Äußerungen seines Innern; wir müssen immer eingestellt sein auf das Beobachten, eine dauernde Empfänglichkeit und Feinfühligkeit haben für die Volksseele. Was ein anderer vielleicht gar nicht beachtet und überhört, dem muß man seine Aufmerksamkeit schenken.

Die tiefere Erkenntnis dieser Art kommt, wie schon früher erwähnt, aus einer Erlebnisgemeinschaft. Man kann einen

Menschen nicht verstehen, wenn man nicht mit ihm fühlt. „Jeder Mensch hat einen moralischen Wert, den man herausfinden und insofern billigen muß. Um ihn richtig zu beurteilen, müssen wir lernen, ihn nicht bloß mit unsern, sondern mit seinen Augen zu betrachten, ihn zu bemitleiden wie ein Brudergeschöpf, mit einem Wort: ihn zu lieben, sonst werden wir seine geistige Natur mißverstehen" (Carlyle).

Aber auch wenn man so dem Volke sich naht und alle Äußerungen gierig aufnehmen will, macht man dieselbe Erfahrung wie Rosegger: „Ich erlebe nichts mehr. In früheren Zeiten brachte ich fast von jedem Spaziergang Beute mit heim. Ich band an mit Leuten, die mir begegneten, plauderte und scherzte mit ihnen, erzählte und ließ mir erzählen. Ich finde das nicht mehr an ihnen, was ich suche; es ist ein anderes Geschlecht; mit einem fremden Gruß geht man aneinander vorüber."

Ja, man erfährt heute nicht mehr viel; schon deswegen, weil das Volk nicht aus sich herausgeht, besonders mit dem Religiösen zurückhält; aber auch weil das volkstümliche Leben überhaupt arm geworden ist. Die Umwandlung schafft ja alle Besonderheiten in Tracht, Sprache, Lebensführung ab und macht Allerweltsmenschen.

Wenn man nun, so gut es geht, beobachtet und sammelt, wird man finden, wie schwer das Leben zu fassen ist, wie es oft in Wirklichkeit ganz anders ist, als es dargestellt wird. Da werden Einzelheiten gegeben, es wird ein Geschehnis erzählt, ein Ausspruch angeführt; daraus werden dann Schlüsse gezogen für die Allgemeinheit. Durch das Mikroskop sieht man viel, aber nichts Ganzes, nicht die wirkliche Gestalt. So wird auch die Seele auseinandergerissen. Vom Denken des Bauern wird gesagt, er denke konkret; vom Willen, er sei selbstsüchtig, auf das Greifbare gerichtet; vom Gemüt, das sei die Hauptkraft seiner Seele. Aber im Seelenleben sind alle drei zu einer Einheit verbunden, und gerade beim Bauern arbeiten die Seelenvermögen viel gleichmäßiger miteinander, da die logische Tätigkeit — ab-

gesehen vom Alltäglichen — nicht hervortritt. Weil der Bauer konkret denkt, darum hält auch sein Wille sich ans Greifbare, und weil das Gemüt vor dem Denken vorherrscht, wird das, was er mit dem Gemüt erfaßt, ihm die Hauptsache sein. — Das Seelenleben ist auch so vielseitig, daß man einen Menschen oder einen Stand nicht mit einem Ausspruch oder einer Handlung — auch nicht mit mehreren — kennzeichnen kann. — Ferner wechseln die Stimmungen und die „Witterungen" der Seele: was einer heute in der Aufregung oder Übereilung mit Nachdruck ausspricht, kann er morgen von sich weisen und verurteilen. Wie man den bleibenden Ertrag eines Grundstücks durch den Durchschnitt mehrerer Jahre und der verschiedenen Preise dieser Jahre berechnet und so einen mittleren Satz herausbringt, so sollte man die Seele und ihre Bewegungen in der Ruhe, frei von vorübergehenden Spannungen und Erschlaffungen beobachten und darstellen können.

Wie schwierig die richtige Deutung ist, dafür einige Beispiele. Joseph Schlicht erzählt im „Altheimland" (1895, S. 164): „Ein alter Austragsbauer wurde von seinem erwachsenen Sohn mißhandelt, und zwar so arg, daß die Frau des alten Mannes Gottes Strafe auf den undankbaren Sohn herabrief. Da sagte der alte Mann: ‚Nöt strafen, nöt strafen; es wird alles zeitig.'" — Nicht wahr, ein prächtiges Wort und wie wahr! Alles wird zeitig, das Gute wird zeitig und bringt seine Frucht, und das Böse wird zeitig und bringt seine Frucht. Und welche Ruhe und Ergebenheit aus diesem Worte spricht, wie gelassen der alte Mann Gott die Strafe überläßt. — Wenn man aber den Mann und die ganze Familie gekannt hätte, hätte sich alles vielleicht ganz anders dargestellt. Es kann nämlich leicht sein, daß schon an dem alten Mann selber zeitig geworden ist, was er seinem Vater getan hat. Während er auf die Strafe wartet, die den Sohn treffen wird, erfährt er vielleicht die Strafe für sein eigenes Tun in jungen Jahren — das ist beim vierten Gebot oft der Fall. Ja es könnte auch sein, daß er das einsieht und

aus dieser Erkenntnis heraus sagt: „Es wird alles zeitig.“ Übrigens ist es gar nicht wahr, daß alles (schon in diesem Leben) zeitig wird, schon in der Natur nicht, — wie viele Früchte fallen vorzeitig vom Baum, — so auch im menschlich-sittlichen Leben nicht. Vieles wird erst im andern Leben zeitig.

Ein protestantischer Pfarrer hat einen Mann beerdigt, der wenig zur Kirche kam, trunksüchtig und lasterhaft war. In der Grabrede gab er der Wahrheit die Ehre und rügte die Sünden des Verstorbenen. Als er vom Friedhof ging, sagte ein alter Mann, der alle mit Du anredete: „Das hättest du ihm sagen sollen, als er noch am Leben war; jetzt hilft's ihm nicht mehr!“ (C. Büchsel, Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen, 9. Aufl. [1907], S. 282). — Wie treffend, wird man denken, ist dieses Wort! In Wirklichkeit trifft es ganz daneben; denn wie oft wird „das“ dem Verstorbenen wohl gesagt worden sein! Und für wen wird die Grabrede gehalten, für den Toten oder für die Lebenden, die ums Grab stehen?

Aller guten Dinge sind drei. Kardinal Gibbons führt in seinem Buche „Der Gesandte Christi“ (S. 46) das Geschichtchen, das uralt ist, von den zwei Klerikern an: „Die waren eben beim Breviergebet, als ein furchtbares Gewitter losbrach; da hat der eine sein Brevier zugeklappt mit den Worten: ‚Wir wollen doch einen Augenblick aufhören und beten.‘ Der junge Herr scheint nicht bedacht zu haben, daß das Breviergebet unter die heilsamsten und kräftigsten Gebete gehört in unserer heiligen Kirche.“ — Wer das Wort „des jungen Herrn“ beanstanden will, kann es wegen des ungeschickten Ausdruckes tun. Tatsächlich wird man, wenn man sich in Lebensgefahr glaubt und beten will, nicht das Brevier beten, sondern aus der Angst seines Herzens heraus wird man mit Worten beten, die eben von dieser Angst eingegeben werden, geradeso wie die Lehrersfrau (S. 45) sich nicht zufrieden geben wollte mit einem Gebet, in dem von ihrem todkranken Kind nichts vorkam, geradeso wie man bei der Wandlung das Buch zuklappt und was anderes betet.

Wir haben eben immer nur Äußerungen (sei es in Worten oder Handlungen) vor uns, also nur die Außenseite: „Wir sehen die Weste, nicht das Herz"; und doch sollen und wollen wir daraus das Innere, die Gedanken und Beweggründe erschließen, auch die Entwicklung der einzelnen, z. B. der Jugend. „Ein alter, erfahrener Lehrer hat einmal gesagt: er habe es zu spät eingesehen, daß seine Bauern in ihrem Leben vielfach als Männer nicht so geworden sind, wie er sie in der Schule gerichtet und erzogen habe, sondern so, wie er sie hie und da vom Fenster seiner Wohnung aus im Schulhof sich tollen gesehen habe. Er fügte an diese Feststellung die schmerzlichen Worte: Hätte ich doch öfter und schärfer beobachtet, ich hätte meine Jungen besser gekannt und auch besser erzogen" (Pharus XII [1921] S. 17). — „Wir kennen sie nicht" sagt Dr. E. Kruchen (Präs.-Korr., M.-Gladbach XX [1907] S. 260) von der erwachsenen Jugend. „Vor uns spielen die Menschen eine andere Rolle als die des wirklichen Lebens. Sobald wir eintreten, verstummen sie, verbergen sie. Vor uns sind sie abgerundet, wahr und gut und fromm; besonders die Jugend verhüllt sich vor uns. Sie bleibt uns fern und verschlossen. Aber wir haben doch die Beichte! Jawohl sagt man ehrlich seine Sünden, aber wirklich ins Innere schaut der Priester oft nicht. Es beichtet dann nicht der Mensch zum Menschen, sondern der Schüler zum Lehrer. Da wird gebeichtet der auswendig gelernte, fremdgebliebene, unangewandte Beichtspiegel; man beichtet wohl seine eigenen Sünden, und doch sind es fremde, fremdgebliebene. Man zeigt dem Priester nur das Gerüst der Sünde. Die lebendige Sünde, wie sie sich vorbereitete, wie sie ward, wie sie erkannt und erlebt wurde, wie sie droht um sich zu greifen und zu wachsen, sieht der Priester nicht. Das kommt von der mechanischen Vorbereitung der Beicht." — Wir sollten nicht bloß das Volk im allgemeinen kennen, auch jeden einzelnen. Einem frommen Junggesellen schilderte der Geistliche den Himmel, wie da unaufhörlich die

Engel Gott lobsingen. Da sagte der Kranke: „Herr Pfarrer, wenn im Himmel soviel gesungen wird, will ich lieber nicht hinein; denn mein Lebtag habe ich keine Freude am Singen gehabt.“ Der Geistliche hatte Mühe, den Schaden wieder gut zu machen.

Man muß sich selber beobachten. „Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben; willst du die andern verstehen, blick in dein eigenes Herz“ (Schiller). Da kann es doch bei uns nicht fehlen bei täglicher Betrachtung, geistlicher Lesung, Gewissenserforschung! Gott gebe es! Ich habe mich eine Zeit lang mit der Frage beschäftigt: Was denkt der Bauer bei der Arbeit: wenn er ein paar Stunden ackert, und es geht die Arbeit ganz glatt vonstatten, was beschäftigt da seinen Geist? Es wird gesagt: der Bauer denkt und grübelt bei der Arbeit mehr, als man glaubt. Ich habe mich dann selbst beobachtet, wie das bei mir ist, wenn ich draußen gehe. Ich habe gefunden: wenn der Bauer religiös ist, wird er sich auch fromme Gedanken machen; wenn er Sorgen hat wegen Krankheit im Haus oder im Stall, wird er daran denken; wenn er Pläne hat, werden ihm die durch den Kopf gehen, und wenn das alles vielleicht nicht ist, wird er so dahinsimpeln — gerade wie wir es auch machen, nur daß er für das letztere eine bessere Entschuldigung hat!

Will man bloß durch eigene Beobachtung und Erfahrung an sich und andern das Volk kennen lernen, so wird man so alt wie Methusalem und kommt doch nicht ans Ziel. Man braucht noch Hilfsmittel dazu.

b) **Kenntnis der Geschichte des Bauerntums.**

„Wer die Geschichte einer Sache oder Person nicht kennt, kennt sie nicht ganz.“ Der Bauer ist nicht von heute und gestern; man muß seine Vergangenheit kennen. Es handelt sich da weniger um die eigentliche Wirtschaftsgeschichte. Th. Freiherr v. d. Goltz schrieb „Die Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ in zwei Bänden (Stuttgart und Leipzig 1902/03); Dr. Eug. Jäger eine

mehrbändige „Agrarfrage der Gegenwart", die sehr viel Geschichtliches enthält. Des letzteren „Kurze Geschichte des deutschen Bauernstandes" (Speier 1898) sollte man besitzen und kennen, dazu sich umsehen in der Kulturgeschichte, die vom Wohl und Wehe des Bauernstandes in früherer Zeit, von freien und unfreien Bauern erzählt. Adolf Bartels hat den „Bauer in der deutschen Vergangenheit" eigens dargestellt und in 168 Abbildungen veranschaulicht (Leipzig 1900). Kirche und Klöster gerecht zu beurteilen, dazu konnte er sich nicht aufschwingen. Ein junger Bauer, der mir das Buch zurückbrachte, sagte: „Da sieht man wirklich, wie es dem Bauern früher erging; das sollte jeder lesen." — Man kann auch auf Quellen zurückgehen, z. B. die „Germania" des Tacitus bringt viel vom Volkstum, vom ehelichen und häuslichen Leben, von der Ehrfurcht vor den Frauen, von der Gastlichkeit der Germanen; freilich färbt er zu schön, um den verdorbenen Römern ein Muster vorhalten zu können. „Meier Helmbrecht", ein Gedicht von Wernher dem Gärtner, gibt ein Bild von der reichsten und üppigsten Zeit (das Gedicht entstand zwischen 1234 und 1250) des Bauerntums. Aus der Schulausgabe von Dr. Wohlrabe (Leipzig 1906) kann man gut vorlesen. Dr. Seb. Englerts „Der Bauernkrieg 1525" (Regensburg, Manz) schildert die traurigste Zeit; später bringt Hans Sachs manches, freilich mehr in der Art und Weise, wie der Städter sich über den Bauern lustig machte.

Die Geschichte der Heimat und der näheren Umgebung muß uns bekannt sein, nicht bloß in einigen Jahreszahlen und Denkmälern, die erhalten sind; wir sollten auch die früheren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse kennen, weil davon abhängt, ob in der Gegend der Bauer frei oder gutsuntertänig war. Vorbildlich ist hier „Das Dorfleben" von Willibald Herlein (Regensburg 1908, Manz), das die Schicksale des Dorfes Rohrbach und einen geschichtlichen Einblick in die sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande gibt.

c) **Volkskundliche Werke.**

Die religiöse Volkskunde ist ein Zweig oder besser die Grundlage der Pastoraltheologie. Diese Erkenntnis ist nichts Neues. Wie erquicklich liest sich Anton Kerschbaumers Paterfamilias, eine Pastoral in Beispielen (1896), und Missionarius apostolicus (1887), beide in zweiter Auflage bei Manz in Regensburg erschienen. Sailers hierher gehörige Schriften und Ägidius Jais' „Bemerkungen über die Seelsorge auf dem Lande" (2. Aufl., Salzburg 1828) können uns noch immer viel geben. Ich nenne noch: Joh. Einsiedel (Schöppner), „Speculum pastorum. Pfarr- und Seelsorgerspiegel" (München 1858); Joh. B. Buohler, „Aus dem Priester- und Seelsorgerleben für Priester und Seelsorger" (3 Bde., Schaffhausen 1861/63); von ihm sind auch „Charakterbilder aus dem Priester- und Seelsorgsleben" (Schaffhausen 1858); Jak. Leitner, „Aus meines Regens Schatzkästlein" (Augsburg 1869); X. Herzog, „Der Idealist oder eine Pastoral aus dem Leben" (Lindau 1859). — Der katholische Pfarrer Herzog und der protestantische Pfarrer Gotthelf (Bitzius) sind ganz bedeutende Volksschriftsteller; Gotthelf ist der Meister. Herzogs Schriften sind zum Teil neu herausgekommen bei Räber in Luzern. Diese Männer lebten unter Menschen, wir unter Büchern; sie sahen den Verkehr mit dem Volk nicht als eine „Herablassung" an.

Auch theologische Zeitschriften (z. B. die „Theologisch-praktische Monatsschrift", Passau) bieten viel Stoff für religiöse Volkskunde; ebenso die unten genannten Schönwerth, Schlicht, Bauernfeind usw. und aus neuester Zeit Alfons Maria Rathgebers „Im Schatten des Dorfkirchleins, ein Gang durchs Dorfkirchenjahr" (München 1923).

Wichtig sind Lebensbeschreibungen. Ich besitze weit über vierhundert solche und lese derartiges, was mir in die Hände kommt. Mir sind jetzt das Leben und seine Äußerungen die Hauptsache. „Paragraphen" habe ich genug studiert und wieder vergessen; schadet aber nichts, man hat sie immer gleich

bei der Hand, wenn man sich an ihnen erquicken will. Das Leben ist, wie gesagt, schwerer zu fassen. Da gibt es keine dicken Lehrbücher und keine dünnen Leitfaden, keine Grund- und Abrisse. Gierig bin ich nach Lebensbeschreibungen von solchen, die auf dem Lande gelebt haben, wenigstens in der Jugend, und die auf dem Lande gearbeitet haben; am hungrigsten nach solchen von Landgeistlichen, die ihr Leben selbst beschrieben haben. Da ist leider die Ausbeute bei uns Katholiken sehr gering. Ein Muster, wie sie sein sollten, ist (trotz des abscheulichen Titels) die von Magnus Jocham, „Memoiren eines Obskuranten" (Kempten 1896); ebenso „Die Erinnerungen aus meinem Leben" von Christoph v. Schmid (Volksausgabe, Regensburg 1906, Manz); sie wurden vervollständigt durch Alb. Werfers „Briefe und Tagebuchblätter von Christoph Schmid" (München 1868). Jocham hat auch als Johannes Clericus im fünften Bändchen der wertvollen „Katholischen Trösteinsamkeit" (Mainz 1854) in den „Schildereien aus altfränkischen Häusern" Wahrheit, nicht Dichtung gegeben. Sie sind dann später erweitert herausgegeben worden vom Verlag des Katholischen Büchervereins in München als „Schildereien aus dem Tagebuch des Johannes Clericus" (1857).

Da die Religion sich vom Alltagsleben nicht trennen läßt, am wenigsten beim Bauern, sollte jeder Geistliche auch das eine oder andere allgemeine volkskundliche Werk besitzen und kennen. Nach den Brüdern Grimm, die die Volkskunde auf der Mythologie aufbauten und in jeder Märchengestalt eine altgermanische Gottheit witterten, hat W. Heinrich Riehl, der Vater der geschichtlichen Volkskunde, „Land und Leute" durchforscht und der Bodengestaltung und der Landschaft zu viel Wert beigelegt, während wir jetzt das Land um der Leute willen betrachten. Wir haben — um das zu nennen, was man am leichtesten sich verschaffen kann — u. a. eine „Deutsche Volkskunde" von Dr. Elard Hugo Meyer (1898) und die von K. Reuschel: „Deutsche Volks-

kunde" in zwei Bändchen aus „Natur und Geisteswelt" (Leipzig, Teubner) und die alte, noch jetzt wertvolle „Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern", herausgegeben (nach den einzelnen Kreisen) von Riehl und Dahn (4 Bde. 1860/67). — Wichtiger wohl sind die Volkskunden für kleinere Gebiete, für einzelne Volksstämme. Da soll jeder die haben, die ihn seine Leute etwas verstehen lehrt. Ich führe einige an: Joseph Schlicht (für Niederbayern) schrieb: „Bayerisch Land und bayerisch Volk" (München 1875 — das ist sein Hauptwerk); „Altbayernland und Altbayernvolk" (das ist die 2. Auflage von dem eben genannten, aber viel kürzer; Augsburg 1886). — Franz Schönwerth, „Aus der Oberpfalz, Sitten und Sagen", (3 Bde., Augsburg 1857/58 — sehr wertvoll). — Ebenfalls für die Oberpfalz ist: Wolfg. Bauernfeind, „Aus dem Volksleben" (Regensburg, Manz 1910). — Dr. Karl Aug. Reiser, „Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus" (2 Bde., Kempten; eine Auswahl in einem Bande davon ist: Hulda Eggart, „Allgäuer Sagen", Verlag Kösel-Pustet 1914). — Für Bayern sind noch wichtig: Karl Stielers „Kulturbilder aus Bayern" (2. Aufl. Stuttgart 1893, Bonz) und die Bücher von Franz Jos. Bronner: „Bayrisch Land und Volk in Wort und Bild" (München, Kellerer), „Von deutscher Sitt' und Art" (München, ebd.) und „Bayerisches Schelmenbüchlein" (Diessen 1911). — Am meisten gerühmt wird Richard Andrees „Braunschweiger Volkskunde" (2. Aufl. mit 174 Abbildungen, Braunschweig 1901). — Bei Friedr. Brandstetter in Leipzig sind eine hübsche Anzahl von Heimatbüchern deutscher Landschaften erschienen, die aber keine Volkskunden im eigentlichen Sinne sind: Die Nordmark, Unsere märkische Heimat, Die Rote Erde, Niedersachsen, Die Rheinlande, Um Main und Donau, Deutsches Alpenland, Die Ostmark, Sachsenland usw. — Außerdem habe ich noch als gut und fördernd befunden: Heinrich Sohnrey, „Wegweiser für die ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege" (Berlin 1901, Landbuchhandlung, 2. Aufl.); von demselben, „Kunst auf dem Lande. Ein

Wegweiser für Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorf" (mit 184 Abbildungen, Leipzig und Berlin 1905); Robert Mielke, „Das Dorf, ein Handbuch der künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung" (Leipzig 1910).

An Zeitschriften, die Volkskundliches bringen, kann man vielleicht aus dem Altbuchhandel erwerben: die „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" (Berlin, begründet von Karl Weinhold); „Deutsche Gaue" (von Kurat Frank, Kaufbeuren); „Die Oberpfalz" (von Laßleben, Kallmünz); „Die Niederbayrische Monatsschrift" (Passau); „Volkskunst und Volkskunde" (München), später als „Heimatschutz", dann „Bayerische Hefte für Volkskunde" (München); „Bayerwald" (Straubing); „Mein Heimatland" (Badische Blätter für Volkskunde, Freiburg).

Auch andere Zeitschriften und Zeitungen bringen, besonders seit die Heimatbewegung auf vieles bisher Unbeachtete aufmerksam gemacht hat, manches. Das sollte man aufheben und sammeln.

So lernt man das alte Bauerntum, die alte Bauernkultur kennen, von der man ausgehen muß. (Siehe meine „Volksbildung auf dem Lande" M.-Gladbach. 1922, Volksverein, S. 18 usw.) Dann wird kein Landgeistlicher mehr sagen: „Ländliche Bauarten haben unsere Dorfbewohner immer vor Augen und sie sehnen sich danach, städtische Gebäude im Orte zu haben. Das soll auf die Fremden Eindruck machen und ihnen gefallen." Ich kann das ganze Bauernleben in Hunderten von Bildern zeigen, die in verschiedenster Art darstellen: Kindtaufe, Mutter und Kind, das Leben in der Schule, das Kinderleben (Spielen, Tummeln im Freien, Raufen, Obststehlen), religiöse Bräuche (Kirchgang, Wallfahrten, Prozessionen, Leichen), Liebe, Hochzeit, Familienleben, Sitzweil (oder Heimgarten), Vergnügen, Wirtshausleben, Leid (Versehgang, Sterben, Begräbnis, Feuersbrunst, Hagelschaden), das Arbeitsleben (Ackern, Säen, Ernte, Kartoffelgraben usw.), Tiere, Trachten, Dorfkirchen, Gottesacker mit Grabkreuzen, Haus, Hauseinrichtung, Gegensatz von Stadt und

Land (einem großstädtischen Bild — wie die Arbeiter in die Fabrik gehen, wie sie dort arbeiten, wie die Kinder leben und sich vergnügen — steht immer ein Landbild gegenüber — wie der Bauer zur Arbeit geht, arbeitet usw.). — Was wirft man an Abbildungen weg — und noch mehr hat man früher weggeworfen — und man könnte so viel brauchen für unsere Kinder auf dem Lande, für die Schulen, auch für landwirtschaftliche und Haushaltungsschulen als Anschauungsstoff, als Schmuck der Schul- und Versammlungsräume. — Ebenso soll man alle religiösen Abbildungen sammeln. Wenn Leute, die mich besuchen, diese Sammlungen sehen, dann gefallen sie ihnen. „Wo haben Sie das nur her?" sagen sie; so was möchten sie auch haben — aber selber sich bemühen — „Ja, Bauer, das ist was anderes!" —

d) **Kenntnis der Volkssprache und Volksdichtung.**

Die Volkssprache. Die Mundarten sind nicht eine Verwilderung der Schriftsprache, des Hochdeutschen; in ihnen steckt das wirkliche und natürliche Leben der Sprache; sie sind nicht eine äußere willkürliche Form, sondern das Gewand für die geistige Eigenart des Volkes, das seinen Ausdruck mehr aus der unmittelbaren Anschauung als aus der Reflexion schöpft. Sie haben darum eine Fülle anschaulicher, lebendiger Worte und Redensarten, sind farbiger, kräftiger, altertümlicher als die abgegriffene Schriftsprache.

Unser Bildungsweg führt uns vom Volke weg. Am Gymnasium hört man viel von den „ollen Griechen und Römern"; man lernt das ganze griechische Göttergesindel auf dem Olymp kennen — die schöne, mehr naturhafte, unverbildete Mythologie des eigenen Volksstammes (so war es wenigstens zu unserer Ausbildungszeit) wird vernachlässigt. Der Gymnasiast ist im heidnischen Altertum (zwar wenig, aber noch immer) besser zu Hause als im christlichen Mittelalter. „Wie würde da der Lateiner sagen?" so wird er gefragt, bevor er noch richtig und gründlich Deutsch kann. So wird er unserem Volk (im Sinne von Volkstum) innerlich entfremdet.

In Rom, Athen und bei den Lappen
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir, wie die Blinden, tappen
Umher im eignen Vaterhaus. (Simrock.)

Unsere theologische Ausbildung ist wissenschaftlich, bewegt sich in scharfen Begriffen, Definitionen und Einteilungen, in logischen Begründungen, in lauter terminis technicis aus Latein und Griechisch. Wenn wir nun ans Volk, das die Wahrheit nicht zergliedern, sondern schauen will, herankommen, müssen wir umlernen, müssen wir den Gedankeninhalt in eine andere Sprache, in eine andere Denkform übersetzen, in eine Form, die anschaulich ist, voll von Bildern, Vergleichen, Geschehnissen, die das rein Geistige dem Verstehen des Volkes nahebringen — so wie der Heiland getan hat. „Die allgemeinen Grundsätze jeder Wissenschaft magst du zu Hause lernen hinter deinen Büchern; aber das Feinere, die Farben, den Ton, die Luft, das Leben, wodurch sie in uns lebend werden, das alles mußt du denen abgewinnen, in denen sie bereits lebendig geworden sind" (Kardinal Newman). Das wird doch auch vom Religiösen gelten!

Darum sollte jeder Seelsorger auf dem Lande froh sein, wenn er einem Mundartboden entstammt ist. Aber auch dann kostet es noch Arbeit, den Sprachschatz des Volkes kennen zu lernen, seine Ausdrucksweise, Bilder, Sprichwörter. Man achte auf die Reden der Leute; man lese viel in Alban Stolz — seine Darstellung und besonders seine Anwendungen auf das Leben sind mustergültig —, nicht um ihn nachzuahmen oder ihn auszupredigen, sondern um von ihm zu lernen. Das Kennzeichen für die leichte Verständlichkeit einer Predigt (was die Wahl der Wörter, was die Sätze, aber auch den Inhalt betrifft) ist, wenn man den Vortrag, sagt Habrich, ohne weitere Umgestaltung und Umgießung in die Mundart übertragen kann. Dabei darf man aber doch nicht predigen, wie das Volk spricht.

Man vermeide auch die Fremdwörter, wo sie zu umgehen sind, wie die Pest. Ich behaupte: wer das tut, lernt gedanklich und sprachlich soviel, wie wenn er eine fremde Sprache dürftig lernt.

Die Volksdichtung umfaßt Sagen, Legenden, Märchen, Schwänke, Kinderreime und Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel. Sie gibt in ihrer Gesamtheit die Lebensanschauung des Volkes, besonders die sittliche, wieder.

Soweit die Volksdichtung eine Welt schildert, wie man sie träumt (im Märchen), hat sie eine strenge Moral, wohl schon deswegen, weil sie von Frauen stammt und für Kinder ist. Das Gute siegt. Die Macht und der Lohn der Liebe, Güte, Hilfsbereitschaft, Gastfreundschaft, Bescheidenheit, ja selbst der gutmütigen Dummheit wird immer wieder gezeigt. Hinterlist, Bosheit, Neid, Geiz führen zum Verderben, und zwar schon auf dieser Welt. Vom Lohn im Jenseits oder von dem, der in der Tat selbst liegt, ist keine Rede. Aber schon im scharfen Gegensatz von gut und bös liegt die Verurteilung des Bösen.

Schildert das Volk das Leben, wie es war (Sage) und ist (Schwank), so kommen auch die Schattenseiten der Menschen kräftiger, vielfältiger und oft einseitiger zum Vorschein. Die Sage ist ernst und geht streng ins Gericht mit den Verächtern der Gebote Gottes. Es geschieht da viel Sünde, aber auch Reue und Buße und die strafende Gerechtigkeit fehlen nicht; letztere kommt oft erst in der Ewigkeit. — Der Schwank beschäftigt sich nur mit dem Lächerlichen, sucht besonders der Frau am Zeug zu flicken und liebt zu gewissen Zeiten auch das Unsaubere — er stammt vom Mann.

In der erzählenden Volksdichtung ist viel praktische Lebensweisheit aufgespeichert, und zwar in der Form, wie das Volk sie liebt und versteht — nicht lehrhaft: erstens, zweitens, drittens, nicht mit Begründung, sondern beispielsmäßig, als Geschehnis, aus dem die Lehre von selbst sich ergibt. Die Art und Weise, wie das Volk sich all das zurechtlegt, muß uns ein

Fingerzeig sein dafür, wie wir es machen müssen, ihm etwas zu erklären. Man kann die christliche Lebensauffassung in den Hauptpunkten aus der erzählenden Volksdichtung darstellen. Ich habe das im kleinen versucht in dem Büchlein: „Beim Kienspanlicht, eine Lebensanschauung des Volkes aus seinem Munde" (München-Gladbach 1922, Volksverein).

Ins Volkslied führt am besten ein Dr. Otto Boeckels „Psychologie der Volksdichtung" (2. Aufl. Leipzig 1913). (Siehe auch „Das Dorf entlang" S. 187.)

Die Sprichwörter sind vielfach entlehnt (ein Grundstock geht durch alle Völker, wie beim Märchen), vielfach sind sie vom Volke selbst, von einem einzelnen erfunden (wie das Volkslied), von den andern aufgenommen und weitergegeben. Sie bieten die Lebensweisheit und -klugheit des Volkes, die Erfahrungen auf den verschiedensten Gebieten der Arbeit und des Lebens, die Ansichten über Sitte und Recht, die Menschenkenntnis und die Vertrautheit mit der Natur (in den Bauernregeln). — Ich nenne hier zwei Sammlungen, eine alte: Joh. Mich. Sailer, „Die Weisheit auf der Gasse oder Sinn und Geist der deutschen Sprichwörter" (Augsburg 1810), und eine neue: K. Faustmann, „Aus tiefem Brunnen. Das deutsche Sprichwort" (Freiburg 1920, Herder).

Die gesamte Volksdichtung hat großen dichterischen und sittlichen Wert; sonst hätten nicht Herder, die Brüder Grimm und viele andere gelehrte Männer die Erzeugnisse des Volkes gesammelt und in Ehren gehalten; sonst würde man nicht in den Städten Märchenabende halten, Volksliedervereine gründen, die alten Reigen und Volkstänze wieder üben, alte Spiele, wie Totentänze, das Spiel von Jedermann wieder aufführen.

Das Landvolk selber hat den Sinn für diese Dinge verloren, nicht als ob es über sie hinaus gewachsen wäre durch reichere Geistesbildung, durch Beschäftigung mit höher stehenden dichterischen Erzeugnissen, sondern weil es durch den

verflachenden Einfluß der Stadt, durch Nachäfferei des Städtischen und Geringschätzung des eigenen Wesens gemütsleer geworden ist. Man lebt jetzt auf dem Lande in einer Art geistiger Flegeljahre. Man hat nicht mehr den früheren kindlichen Standpunkt, aber auch nicht die geistige Höhe einer Bildung, die in der Volksdichtung etwas dichterisch und sittlich Hochstehendes erkennt. Wie ein 14-, 15jähriger Bursche über die Märchen lacht, weil er, wie er meint, ihre Unwahrheit einsieht, dabei aber die innere Wahrheit und den dichterischen Gehalt dieser Traumdichtung noch gar nicht fassen kann, so ähnlich ist es beim Volke.

Man muß die Wertschätzung und bewußte Pflege dieser Dinge wieder erwecken — man braucht sie auch zur Bereicherung eines gemütlichen Familienlebens —, da sollen wir mitarbeiten. Darum müssen wir diese Art Dichtung kennen, liebgewinnen, durch Erzählen unter das Volk bringen helfen.

e) **Dorferzählungen.**

Sie beschäftigen uns hier nur insoweit, als man aus ihnen das Volk, den Bauern, kennen lernen kann. Sie bringen viel volkstümliche Kleinigkeiten, Sitten und Bräuche, Vergnügungen und Feste (so hat Maximilian Schmidt vieles vom wirklichen Volksleben und von den dörflichen Zuständen). Sie wollen auch das seelische Leben in Einzelpersonen und in Familien, in seelischen Entwicklungen schildern. — Manche Dorferzähler tragen da ins Volk hinein, was in der Tat nicht in ihm ist, z. B. Berthold Auerbach, Frenssen im einst viel gepriesenen „Jörn Uhl". Andere stellen den Bauern als ungemein roh, ungekämmt, ungewaschen, voll Schmutz an Leib und Seele hin; so sind die Bauern im „Agricola" von Ludwig Thoma, der sie nach Art und Weise des Münchner „Simplizissimus" sich gebärden läßt. Manche suchen sich bloß Sonderlinge heraus, da sie die alten abgebrauchten Verwicklungen (arm und reich, Herr und Knecht usw.) nicht wieder bringen wollen.

Sollte aber nicht ein echter Dichter mit großer Gestaltungskraft uns das Leben des Volkes, auch das innere, wirklich offenbaren

können, und zwar viel rascher und gründlicher als ein Sammler und Zusammensteller von volkstümlichen Äußerungen, von Volkssitten und Gewohnheiten, von ernsten und witzigen Redensarten?

Freilich kann man das Bauernleben (sowenig wie das städtische) so darstellen, wie es ist. Das wäre zu langweilig. Man muß den Stoff auswählen, verdichten, zusammendrängen; man kann nur einen Ausschnitt geben, ähnlich wie das gemalte Bild nur ein Ausschnitt ist. Aber lebenswahr müssen die Gestalten sein; sie müssen denken, fühlen, reden, handeln wie die Bauern. Und da ist es nun die größte Kunst, in einer einzelnen Person das Typische, das Allgemeingültige des ganzen Standes darzustellen.

Der Meister der Bauernschilderung ist Jeremias Gotthelf, der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius (1797—1854). Wer auf allerkürzestem und vergnüglichstem Wege die richtige Einstellung zum Bauernleben bekommen und nebenbei noch eine Menge volkserzieherischer Weisheit in bester Form gewinnen will, der lese seine Erzählungen und lese sie gründlich. In Max Hesses Verlag in Leipzig sind seine „Ausgewählten Werke" in zehn Bänden erschienen. Die wichtigsten sind: „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", die Entwicklungsgeschichte eines Bauernburschen als Knecht und dann als verheirateter Pächter; „Der Bauernspiegel", das Lebensschicksal eines verwaisten Bauernbuben; „Geld und Geist oder die Versöhnung", eine Familie ist durch Uneinigkeit (wegen eines vom Manne verschuldeten Geldverlustes) in Gefahr, innerlich zu Grunde zu gehen, durch die Frau wird die Einigkeit, das Glück wiederhergestellt; „Käthi, die Großmutter", ein Bild des täglichen Kampfes mit der Not, den eine alte arme Frau mit Gottvertrauen durchkämpft.

Richard M. Meyer, der Gotthelf nicht ganz gerecht wird, sagt in der „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts" (S. 68): „Gotthelf ist vor allem der unerreichte Meister der Bauernpsychologie. ... Er kennt alle die Falten und Furchen, die

Besitz und Familienstolz, Lebensart und Erwerbsform in die Züge des Großbauern eingegraben; er kennt die Diplomatie des Bauernhauses, die Kämpfe in der Gesindestube. Und indem er diese Kämpfe, diese Verhandlungen, diese Umgangsformen mit treuer Ehrfurcht schildert, gewinnt seine Darstellung epische Größe. . . . Durchsättigt ist alles von sicherster Anschauung; kein Nagel an der Wand ist nur ‚gedacht', jeder sitzt greifbar an der Stelle, wo allein er hingehört." — Auch unter den kleineren Erzählungen sind wahre Perlen. Den tieferen Gehalt seiner Schriften suchte ich im „Pharus" (XIV [1923] S. 1) zu umschreiben: „Jeremias Gotthelf als Volkserzieher".

Viel halte ich für volkskundliche Zwecke auf Rosegger. Obwohl man manches in Kauf nehmen muß, was einem überzeugten Katholiken nicht gefällt, obwohl das wirklich Gute in seinen vielen, vielen Schriften weit verstreut ist, muß man doch sagen: er kennt die Bauern; man kann viel von ihm lernen. Einige Male schildert er ein volles Menschenleben und wirft dabei tiefere Fragen auf und zeigt das um seine Art und sein Dasein kämpfende Bauerntum mehr nach der untergehenden Seite; in „Jakob dem Letzten" ist es der Untergang eines Dorfes durch Anlegung eines Jagdgebietes für einen reichen Herrn; im „Ewigen Licht" ist es das Eindringen der Industrie, die Zersetzung des Bauerntums, im „Erdsegen" der Gegensatz von Stadt und Land.

Hansjakobs Gestalten sind leibhaftige Menschen, wenn er auch seine Einbildungskraft, seinen Abscheu gegen die Kultur und seine Vorliebe für absonderliche Leute zu viel walten läßt. „Vogt auf Mühlstein", „Bauernblut" und „Erzbauern" wären in erster Linie zu nennen.

Noch sei von einem Roman die Rede, der als der beste deutsche Bauernroman gilt: „Der Büttnerbauer" von Wilh. v. Polenz (Berlin, Fontane). Er malt den typischen Untergang des älteren Bauerntums vor dem Ansturm der modernen Geld- und Industriewirtschaft. Der Bauer geht mit seinem Hof

zu Grunde durch seinen unbelehrbaren Eigensinn, durch sein Mißtrauen denen gegenüber, denen er trauen sollte, und durch sein Vertrauen auf die, denen er mißtrauen sollte, also durch Standesfehler. Dabei ist er ein höchst achtbarer, fleißiger, in seiner Art christlicher Mann. Auch wie es seinen Kindern ergeht, wiederholt sich hunderte Male.

Mehr läßt sich hier nicht sagen. Man muß sich selber umschauen, durch viel Plunder sich hindurcharbeiten zum wirklich Guten. Es wäre gut, wenn einem der Weg etwas abgekürzt, viel Umweg erspart würde, wenn man von Jugend auf an das Beste und Wertvollste herankäme, wenn man eine gute Beratung im Lesen hätte, wenn im Knabenseminar in der Bücherei das Volkstümliche (Märchen, Sagen, Legenden usw.) Platz und Würdigung hätte — für die Kleineren sollten auch Märchenabende, Erzählstunden in zwangloser, nicht schulmäßiger Form gehalten werden — und ebenso im Priesterseminar volkskundliche Werke, die Geschichte des Bauernstandes, die volkstümliche Literatur, das Beste von Dorferzählungen und ein „Bauernzimmer", ausgestattet mit allen bäuerlichen Erbstücken oder wenigstens mit Bildern vom alten Bauernhaus, seiner schönen Einrichtung, von der bäuerlichen Tracht, von Sitten und Bräuchen, vorhanden sein.

* * *

Ich habe einen Mahnruf an die Bauern gerichtet: „Bauer, es ist Zeit!" Wie kann eine einzelne schwache Stimme heute sich Gehör verschaffen! Wenn aber Tausende mahnen und rufen und arbeiten — das ist die Hauptsache — und nicht nachlassen und sich um die Jugend annehmen, dann — was dann? Wird es dann besser werden? Das weiß ich nicht. Aber dann haben wir wenigstens unsere Pflicht getan. Darum hier der Mahnruf an die Volksfreunde, an die Bauernführer und vor allem an die Bauernpfarrer: „Es ist Zeit, es ist höchste Zeit!" —

Anhang.

Das, was ich für die Bauern schreibe, spreche ich mit den meinigen durch; denn wenn ich es denen nicht begreiflich machen kann, dann taugt es von vornherein nichts. Ich suche sie auch zu Selbstäußerungen, zu Selbstbekenntnissen aus ihrem Leben zu veranlassen — mit wenig Erfolg. Vielleicht bringen in dieser Hinsicht andere mehr fertig.

Zur Ermutigung folge hier die Aufschreibung eines Bauernmädels, das allerdings nicht aus eigenem Antrieb — unsere Bauern führen gottlob noch keine Tagebücher — zum Bleistift griff, sondern auf meine Aufforderung hin: was sie von ihrem bisherigen Leben und besonders vom Religionsunterricht gemerkt habe, solle sie, wie es ihr einfalle, aufzeichnen. Es macht natürlich ungeheuer viel aus, zu Zwecken eines andern das zu machen. Sie war aber immer aufrichtig und ehrlich und kannte meine Absicht. Die Aufzählung der Katechismuspunkte könnte den Eindruck machen, als ob sie das Buch vor sich gehabt hätte; tatsächlich war das nicht der Fall. Sie stammte aus einem mittleren guten Bauernhaus, war einige Male im Dienste, hat gern und auch ernstere Sachen gelesen und war sehr gut begabt. Sie ist, 27 Jahre alt, an der Lungensucht gestorben. Der Abdruck ist wörtlich, mit einigen Auslassungen und allen Fehlern.

„Meine Erinnerungen. Zurückdenken kann ich bis die Zeit, wo ich vier Jahre alt war. Die früheren Jahre sind ganz dunkel für meinen Sinn. Da bekamen wir nochmal einen kleinen Bruder, welcher aber blos acht Tage alt wurde. Das kann ich mir alles genau vorstellen, einen Engel an der Kirchendecke hielt ich lange Zeit für ihn. Meine Mutter, wenn sie flickte, lernte mir die Worte des Vaterunser und ein paar Verslein; daß sie Morgen- und Abendgebet mit mir betete, weiß ich nicht. Ich hab es vergessen, oder es ist auch so gewesen, daß es gar zu wenig Zeit gibt, spät gegessen, die Kinder den Löffel

aus dem Mund und schlafen schon halb ein. — Auch kann ich mich in dieser Zeit erinnern, daß ich so gern betete; oft zog ich mich in eine Ecke zurück, um einsam zu beten, was, das weiß ich nicht, es war mehr Empfindung oder wie ich mich ausdrücken soll, als Worte. Mir ist nachher schon geholfen worden, daß es eher ins Gegenteil umschlug. Mit fünf Jahren wollte ich so gern in die Schule gehen, bettelte meinen Vater solange, bis er versprach, daß er den Lehrer fragt. Der sagte, ich könnte noch nicht auf die Bank hinaufschauen; so mußte ich noch ein Jahr warten.

Zu Weihnachten, ehe ich in die Schule kam, brachte mir das Christkind eine Tafel, Buch und Federbüchse. O wie schön war es doch, wo man es noch so fest und sicher glaubte, daß das Christkind wirklich die Sach selber bringt. Ich kann mich genau erinnern, wie es die ganze Adventszeit schon hieß: das Christkind schaut ab und zu vom Fenster herein, ob die Kinder brav sind. Manchmal hatte es auch auf das Fenster eine Kleinigkeit hingelegt. Ach, die Freude und Erwartung am heiligen Abend, wir hängten am Gartenzaun Heu hinaus, daß dem Christkind seine Pferde ruhig stehen, wenn es absteigt und die Sachen bringt. . . . Nachher sang der Vater ‚Stille Nacht, heilige Nacht'; er hatte überhaupt, soviel ich mich erinnere, ein weiches Gemüt, und freute sich so stark mit uns Kindern. Wenn eins zur ersten heiligen Kommunion ging, liefen ihm vor Rührung die Tränen über die Wangen, so daß er sich vor Weinen in der Kirche kaum halten konnte. Ebenso war es, wenn ein Brief von denen, die weit fort waren, kam.

Vom Beichtunterricht kann ich mich gut erinnern, daß uns Kindern immer gesagt wurde, das meiste kommt es auf den guten Willen an. Angst hatte ich ja auch arg, wird ja auch von den Größeren den Kindern allerhand vorgemacht. Die Mutter sollte auch mithelfen und ihr Kind zur Aufrichtigkeit ermuntern, nicht nur das erste Mal, sondern auch die andern Male, überhaupt innigen Anteil, was das Kind betrifft, nehmen. . . . Gar so

gern höre ich Musik, ich fühle mich da so frei und leicht, doch wieder auch zum Weinen geneigt, ich kann mich da nicht recht ausdrücken. Ich wußte auch, daß die hl. Cäcilia die Patronin von der Musik, der Kirchenmusik ist und ich war auch daran, daß meine kleine Taufpatin den Namen Cäcilia oder Agnes, der wäre mir auch recht gewesen, bekam. In einer Versammlung wurde auch einmal das Bild der hl. Cäcilia mit Musikinstrumenten [es ist das von Raffael] gezeigt und ich war froh, einmal zu hören, warum sie so abgebildet wird. Auch an das Bild vom Küster oder Einsiedler [sie meint Rethels „Tod als Freund"] kann ich mich gut erinnern. Ein andersmal, wo wir viel Bilder sehen durften, wo sie von Hand zu Hand gingen, da kann ich mir keines mehr vorstellen.

Um wieder zurück zu kommen auf die Schulzeit, direkt auswendig hersagen, würde ich nicht viel können, aber aus dem Kopf ist doch noch nicht alles. Was ich für nichts wert halte, ist die Sprachlehre: das ist ein Satzgegenstand, Satzaussage, Satzverbindung, Zeit, die Fürwörter und wie es alles geheißen hat. Was hat das für uns später für einen Wert? — Ich erinnere mich auch, was Christus, Luther und Calvin über die heilige Kommunion sagten. Luther: beim Empfang wird es der Leib und Blut Christi. Die Protestanten glauben jetzt dies, ist aber doch nichts anderes als Brot und Wein, weil sie doch keine heilige Messe, keine Wandlung haben. Jetzt möcht ich nur wissen, ob sie auch so ein innerliches Glück und Freude verspüren, als wir Katholiken nach einer heiligen Kommunion? Kommt es vielleicht bei denen nur auf den Glauben an? Alles kann ich nicht genau herschreiben. Wie man sich gegen den Glauben versündigt, von der Heiligen-Verehrung, den Reliquien, was ein Meineid ist, daß sich eins besonders davor hüten sollte, wenn es in die Lage käme, was man sich von einem Gelübde merken soll. . . . Wie man sich gegen das Leben des Nächsten, gegen das eigene Leben versündigt, im sechsten Gebot, wenn man sich da versündigt, daß die Gedanken erst dann Sünde

sind, wenn man darin einwilligt, sich aufhält dabei, Freude daran hat, was man für Mittel dagegen anwenden soll, besonders die Muttergottes um ihren Schutz und Segen bitten. An den Ausspruch erinnere ich mich, daß es besser, nützlicher ist von der Schönheit und Heiligkeit der Tugend zu sprechen, als von der Häßlichkeit des Lasters. Von Betrug und Wucher, wenn ein Mensch wirklich in großer Not ist, daß das Stehlen ja nicht erlaubt ist, daß es aber in so einem Falle keine so arge Sünde sein wird. Ich denke oft daran, wenn ich so vom Kartoffelstehlen jetzt (1922) höre, freilich — wenn es so arg gemacht wird.

Was Verleumdung, Ehrabschneidung, Ohrenbläserei ist, die Gattungen der Lüge, von der heiligmachenden Gnade, von der Gnade des Beistandes, daß man die eine haben muß, wenn man in den Himmel kommen will, die andere zu den Geboten Halten, auch daß der Mensch mit der Gnade treu mitwirken muß. Auf die Frage, was bedeutet ein Ablaß von so und soviel Tagen oder Jahren, gab ich einmal in der Schule die Antwort, es werden da soviel Sündenstrafen nachgelassen, als man in dieser Zeit begangen hat. — Das hab' ich von einer Predigt gemerkt, wer guten Willen hat, dem gibt sich Gott zu erkennen; wer aber bösen Willen hat, dem verbirgt sich Gott so, daß er ihn gar nicht finden kann. — Die letzten zwei Jahre erinnere ich mich, daß ich das meiste gelernt habe, besonders das letzte Jahr.

An das erinnere ich mich auch, daß mit uns Kindern das Leiden Christi durchgenommen wurde von der Blutschwitzung bis zur Kreuzigung, weil wir hernach beichten mußten, um uns zu zeigen, wie man zur Reue über seine Sünden am leichtesten gelangen kann. Das hat mich tief ergriffen. Die Kinder kurz davor mit einigen ergreifenden Worten aufzumuntern, muß doch von Nutzen sein.

Ich war schon elf Jahre alt, wie ich das erstemal zur heiligen Kommunion ging. Ich weiß nicht, oft kann man lesen und hören, das war der schönste, glücklichste Tag meines Lebens. Von meinem Vater hörte ich sagen, er wünschte sich an diesem

Tag zu sterben, so leicht und wohl war ihm. Aufrichtig gesagt, ich war an diesem Tag mehr wehmütig gesinnt als glücklich. Verstanden hab ich es ja schon hübsch, kann mich auch erinnern, daß ich die Chartage davor, in der Kirche bei Aussetzung des Allerheiligsten betete um eine gute Kommunion. Hätte gern aus eigenem Antrieb meine Mutter um Verzeihung gebeten, schämte mich aber, es zu tun. Ich denke ja alles gut gemacht zu haben und doch keine glückliche Stimmung!

Für gut halte ich auch so ein Heft, wo die Kinder alle Monat bekommen, ich erinnere mich an den ‚Schutzengel‘ und das ‚Heidenkind‘. Sie sind doch in kindlichen Worten verfaßt. — Ich schäme mich auch nicht zu bekennen, daß es in einer Zeit nicht gut mit mir gestanden und daß ich für mich oft dachte, so kann es in keinem Fall mehr weitergehen. Da las ich einmal wo, daß man alle Tag, das Gebet ‚O meine Gebieterin, o meine Mutter, dir weihe ich mich ganz und gar usw.‘ beten soll. Ich behaupte, daß ich der Muttergottes viel zu verdanken habe.... Wie oft denke ich, wie ganz anders ist es doch mit mir gekommen, als ich es mir vorstellte. Ach, dachte ich mir, wenn ich von den andern hörte vom Kranksein und Sterben, mir könnte das nicht passieren. Manche Zeit bin ich so ruhig und zufrieden, sogar ganz glücklich fühle ich mich trotz meines Krankseins; aber dann wieder meine ich, als wenn sich im Innern alles empören wollte. Warum muß ich immer krank sein? Gewiß, manche sind noch viel schlechter daran, aber viele, viele wissen vom Kranksein überhaupt nichts. Am ärgsten ist es, wenn eine Festzeit ist, da kostet es schweren Kampf, bis ich ohne Bitterkeit an die andern denken kann. Oft dachte ich schon an die zwei Bilder an Ihrer Zimmertür, die Frieden und Krieg (sie sind von Gustav Doré) darstellen — so ähnlich ist es oft auch in meinem Innern.... Es ist ja alles vorbei, habe auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen, als einen gewissen, baldigen Tod.“ —

BV 625 .W44	Weigert Religiose Volkstunde ... 123994
JAN 18 1926	
MAY 15 '36 JUN 3 '36	
	2- 8319
10/19/90	IUL ILL 8382232


UNIVERSITY OF CHICAGO
48 433 667